

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Podrida	79
Mozartiana. Von Georg Hoefler	95
Stößen. Von Eduard Goldbeck	108
Selbstmord. Von Boerner, Kolb, Möbius, Israels, Raffenberg	112
Paragraph 114. Von Leben	115

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 8 a.
1906.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 150, Ecke Taubenstrasse

Wein - Restaurant

Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers
von M. 3.— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier - Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg, Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Belastung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9—4 Uhr.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenkrankte

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen
und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlichem
Sprache. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)



Der anerkannt beste Kneller: Der orthozentrische Kneller
„Ideal“ nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das
Neueste: Feder und Stege sind eine. Beseitigt Sehstörung
durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht
Schielern. Von vorbildlich Einfachheit. Sitz sehr fest u. korrekt.
von hervort. Aerzten empfohlen. Orthozentrische Kneller Gea.
m. b. H., Potsdamerstr. 132. **Was hilft auf Fluss u. Seestrome zu sehen.**

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Minamedy Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 21. Juli 1906.

Olla Podrida.

Reife Flanellhose und blaues Jacket; helle Kravatte und braune Stiefel. Homme de lettres. Einer, der warten kann, bis die Muse Lust bekommt, ihn zu küssen (allzu oft belästigt sie ihn nicht); heute aber ganz Sportsman. In Hoppegarten wird um den Großen Preis von Berlin gestritten. Undenkbar, nicht dabei zu sein. Jeder Mensch von einigem Selbstachtungbedürfnis will doch sofort wissen, ob Bestino oder Derby Cup das Rennen landet. Will auch die Erregung des Wettens genießen; Lust oder Schmerz. Im Hochsommer, wenn in den Theatern nichts los ist und im Klub nur kümmerlich gebridget wird, hat man ja weiter nichts. Schlimm genug, daß man hier hocken muß, während selbst der Mittelbourgeois am Strand liegt oder Berge erklettert. Ganz ohne Sensation ist's wirklich nicht auszuhalten. Also Hoppegarten. Unterwegs war er bei mir eingekehrt. Schon von der Schule her kannte ich ihn und er war mir im Wechsel der Zeiten und Schicksale anhänglich geblieben. Trotzdem er do omni re scibili et quibusdam aliis anderer Meinung war. Immer. Nicht sehr fest im Meinen, zunächst aber zu schroffster Opposition gegen mich entschlossen. Dabei ist das Nettste, daß er glaubt, eigene Gedanken auszusprechen, nie verjäumt, mit bescheidenem Stolz die Subjektivität seiner Auffassung zu betonen: und doch nur wiederholt, was er gelesen hat. Die Durchschnittsmeinung des braven Mannes, der die Erde nach dem Wunsch des Intellektuellenhäufleins möbliren möchte. Und dem ich natürlich lange nicht radikal genug bin. Wenn's nach ihm ginge, müßte ich in jeder Woche gegen Junker und Pfaffen Fanfare blasen. Ein Novellenbändchen, die Frucht dreier Jahre, war in frommen Blättern schlecht beurtheilt worden; seitdem glühte sein Herz für Freiheit und Volkerecht. Der Kanzler paßt ihm; ein moderner Mensch, der

pads, wie damals, als sie Curer Majestät großer Ainherrin zuriefen: *Moria-mur pro rege nostro!*“ Die von Wilhelm citirten Worte waren nie gesprochen worden; der Magyarenzorn hatte sich gegen das „ungerechte Beginnen eines neidvollen Feindes“ (Frisens von Preußen, Herr Kaiser) in einer andern kuchenlateinischen Phrase schnell ausgetobt. Und Maria Theresia hatte nicht „begeisterte Hingebung“ gefunden, sondern war zuerst einem Versuch politischer Erpressung ausgesetzt und wurde, trotzdem sie mit kleinen Konzessionen nicht knauserte, in der Roth von den Ritterlichen dann doch im Stich gelassen. Die Rede hat, weil sie den Hochmuth der Magyaren steigern mußte, den alten Franz Joseph arg verstimmt. Oft mag er in der ruhelosen Zeit, die bald danach anbrach, sich ihrer erinnert haben; und er hat, unter veränderten Umständen, die „begeisterte Hingebung“ der Arpadsöhne nun just so schätzen gelernt wie seine „große Ainherrin“. Vor den Betheiligten, hieß es 1897 in der wiener Hofburg, spricht ein Souverain nicht öffentlich über das Verhältniß eines fremden Volkes zu seinem König. Jetzt hat der Deutsche Kaiser über die internationale Politik des in eine Lebenskrisis gelangten Habsburgerreiches öffentlich ein Urtheil gefällt. Die Wirkung der budapester Rede war unerfreulich; das Telegramm vom Gründonnerstag wird länger und schlimmer nachwirken.

Zuerst der Adressat. Graf Agenor von Goluchowski, Sohn des im tar-nopoler Jesuitenkonvent erzogenen Ministers, der das Adel und Klerus begünstigende Oktoberdiplom empfahl, dreimal Statthalter in Galizien war und, als Vorkämpfer polnischer Größe, seit fünf Jahren in Lemberg ein Denkmal hat. Agenor sils war in Bukarest mit Herrn von Bülow zusammen, der ihn eigentlich also kennen mußte. Als Graf Kalnoy, weil er (im Streit Banffy-Agliardi) den Vatikan geärgert hatte, gehen mußte, wurde zu seinem Nachfolger Graf Goluchowski berufen. Damals, im Mai 1893, sagte ich hier, der Dreibund sei, trotzdem man's noch leugne, gelockert: Bismarck beseitigt, Crispi am Schandpfahl, Kalnoy, der den schwächlichen Sprößling einer Nothehe über die Kinderkrankheiten hinweggepflegt habe, durch Goluchowski ersetzt, „einen strenggläubigen Polen und halben Pariser, der eine Tochter Soachims Murat zur Ehe hat.“ Er hat den Bündnißvertrag mit dem Deutschen Reich erneut, doch zugleich dafür gesorgt, daß die Fortsetzung dieses Verhältnisses in das Belieben der wiener Herren gestellt ist. Seine Leistung, sein Stolz ist die entente mit Rußland (Besuch Franz Josephs in Petersburg, Nikolais, später Land-dorffs in Wien, endlich das mürzsteger Programm). Auch gegen ein wieder erstarktes Rußland braucht Oesterreich heute keine Affekuranz mehr; und seitdem ist der deutsch-österreichische Vertrag, der ihm diese Sicherheit schaffen

folgte, werthlos geworden. Wenn Oesterreich nahe Kriegsgefahr droht, kommt sie aus dem albanischen Gebiet; und der Einfall, deutsche Truppen könnten mit österreichischen gegen Italien marschiren, dünkt manchen gegen Visconti-Benosta wüthenden Urteutonen vielleicht göttlich schön, jeden mündigen Politiker aber kindisch. Graf Goluchowski ist also von dem Pfad Andrassy's und Kalnokys abgelenkt und hat sich nie als einen Freund Deutschlands gezeigt. Ist mit einem Fuß übrigens schon aus dem Bügel. Deutsche und Czechen trauen ihm nicht, die Ungarn wissen, daß sie seinem Rath Tisza und andere Bitterniß zu danken haben, und der alte Kaiser, dem er seit Szells Ministertagen fast immer falsche Wege empfahl, duldet ihn wohl nur noch, weil Greise sich schwer an neue Gesichter gewöhnen. Fällt er jetzt bald, dann wirkt die Entlassung wie eine ins berliner Schloß adressirte Unfreundlichkeit. Wollte Wilhelm ihn halten? Lehrenthal, der wirkliche Schöpfer der entente, mit der Goluchowski sich brüstet, wäre uns nicht unbequemer. Und kein Mittel konnte untauglicher sein als das gewählte. Erlebt der Minister die Delegationen, so wird er den Vorwurf hören, daß seine Politik fremdem Interesse dienstbar sei. Wenn ein Schwarzalb ihn mit neuer Schwierigkeit ängsten wollte, brauchte er dem Träumenden nur die Ahnung solchen berliner Dankes ins Hirn zu raunen. Ein für die internationale Politik eines Reiches verantwortlicher Minister, dem ein fremder Souverain öffentlich für geleistete Dienste dankt, muß seinem Kaiser und seinen Landsleuten verdächtig werden. Fazit: Stürzt Goluchowski, dann spötteln tausend Zungen über den Fürsten, der ihn so laut gefeiert hat; bleibt er, dann muß er beweisen, daß ihn das Lob nicht verleitet, die Geschäfte des Deutschen Reiches zu besorgen. In jedem Fall ist ihm die Arbeit erschwert.

Nach dem Adressaten der Inhalt. Graf Welfersheims, der Oesterreich-Ungarn in Algiras vertrat, hat das Großkreuz des Rothen Adlerordens bekommen. Wird sich dieser crux aber gewiß nicht freuen. Sie erschwert ihm den Aufstieg zu den Höhen der Diplomatie. Wo man ihn vorschlägt, in Madrid und Rom, Petersburg, Paris oder London, würde es heißen: Wilhelms Günstling? Lieber, bitte, einen Anderen! Der Kaiser konnte warten; bis zum Ordensfest ist viel vergessen. Nein: noch vor Ostern mußte das Verdienst belohnt werden. Laut wird auch gesagt: „Zum Dank für seine erfolgreichen Bemühungen in Algiras“. Nur sein Kaiser hatte ihm, der nur Oesterreichs Interesse wahrnahm, zu danken. Ist in Berlin unbekannt, daß drüben eine besonders in Böhmen mächtige Partei entstanden ist, die Oesterreich in ein Vasallenverhältniß zum Deutschen Kaiser bringen möchte? Daß diese Partei in der Hofburg mehr gehaßt und gefürchtet wird als die Sozialdemokratie

und die wildesten Männern Apponyis? Daß die Hoffnung, ihr den Zuzug abzuschneiden, die Bedenken gegen die Gewährung des Allgemeinen Wahlrechtes verschleucht hat? Und ist's bekannt: mußte dann nicht schon der Schein einer Ingerenz und jede Möglichkeit der Deutung gemieden werden, das Reich muthe dem älteren Nachbar eine Dienstleistung zu? „Im gleichen Fall können Sie gleichen Dienstes auch von mir gewiß sein“: diese kordiale Wendung (an der interessant ist, daß sie den Kaiser, dem die Verfassung in Friedenszeit jedes ungedeckte Handeln versagt, mit dem verantwortlichen Minister eines anderen Monarchen in Parallele stellt) hilft nicht über den Eindruck hinweg, daß Oesterreich eine Handlangerrolle angeschlossen war. Nicht Unparteiischer, wie jede in Marokko nicht politisch oder wirtschaftlich engagierte Großmacht, soll es auf der Konferenz gewesen sein, sondern Sekundant; und über die Art, wie es mit dem Sekundärprügel umgegangen ist, wird ihm eine Osterzensur ausgestellt. Eine gute; doch wer loben darf, hat auch das Recht zum Tadel. Kann eine Großmacht gern dulden, daß ein ausländischer Fürst ihr Handeln öffentlich censirt? Muß ihr Unbehagen nicht noch ärger sein, wenn das Urtheil von dem Fürsten kommt, den eine starke Volksmacht sich als Schirmherrn gegen Magyaren und Tschechen, gegen Priester und Erzherzoginnen herbeiwünscht? Sprächeder Brauch internationaler Höflichkeit nicht dagegen, so hätten die Wiener geantwortet: Wir müssen Dank und Lohn artig, aber entschieden ablehnen; denn wir haben nicht pour le roi de Prusse gearbeitet, sondern gethan, was im Interesse der unabhängigen Großmacht, die wir betreuen, nöthig erschien.

Sie hätten die Wahrheit gesagt. Als die summa laus auf den wiener Ballplatz flog, stand Goluchowski's Kollege Bourgeois auf der Tribüne des Palais Bourbon und sprach: Das Bewußtsein, als unparteiische Wahrer aller erworbenen Rechte in einem Schiedsgerichtshof zu sitzen, a suggéré d'heureuses formules de conciliation notamment aux délégués de l'Italie, des États-Unis et de l'Autriche-Hongrie. Er durfte so sprechen. Oesterreich hat uns nicht größeren Dienst geleistet als den Franzosen (wer den deutschen Anspruch berechtigt fand, müßte sogar sagen: Geringeren) und Herr von Radowitj durchaus nicht „unerschütterliche Unterstützung“ gewährt. Weder in der Bank- noch in der Polizeifrage. Die Unerschütterlichkeit wäre erst zu erproben gewesen, wenn Deutschland seine Forderungen aufrechterhalten und mit seinem Veto den Zweck der Konferenz vereitelt hätte. Das geschah nicht; und Oesterreich blieb in bequemer Lage. Die einzige (sehr ferne) Möglichkeit, die es zu fürchten hatte, war ein Angriffskrieg gegen Deutschland, der Franz Joseph zur Mobilmachung verpflichten konnte. Diese Möglichkeit (die aber wirk-

auteur d'un crime infâme, den man, am Besten durch Frauenlist, auf neutrales Gebiet locken und dort, durch Bedrohung an Leib und Leben, zur Enthüllung seiner Geheimnisse zwingen müsse. Und über das Schicksal dieses Mannes, der, trotzdem er klug, gebildet und nicht einmal durch ererbten Hasszorn entschuldigt ist, mit solchem Behagen in der niedrigsten Chauvinphrase schwelgt, wurde im Deutschen Reich mehr geredet, geschrieben, gedruckt als über die größten Förderer germanischer Macht und germanischen Geistes. Dagegen habe ich mich gewandt. Und glaube noch heute, daß die Rehabilitierung des Hauptmannes rascher möglich geworden wäre, wenn wir uns weislicher zurückgehalten hätten. Auch, daß die Völker einander heute schon näher wären. Würde unser Verdacht denn nicht wachsen, wenn ein des Landesverratheß beschuldigter deutsch-elsässischer Offizier, der öffentlich laut gegen Frankreich getobt hat, von den Bürgern der Französischen Republik dennoch verherrlicht würde?"

„Rationales Borurtheil, das der freie Geist verachtet. Was kümmert uns Cerebralmenschen das Treiben der Soldateska? Mögen diese Leute einander auffressen! Besseres können wir der Kultur gar nicht wünschen.“

„Die werden Sie dann wohl kühn gegen den bösen Nachbar vertheidigen, wenn er uns nicht in Frieden leben läßt? Mit Ihrem ausgeflackten Magen, Ihren kurzsichtigen Augen und Krampfadern? Ich habe andächtig zugehört, als Sie erzählten, Sie hätten sich aus Nietzsche und den Sozialisten eine ganz persönliche Weltanschauung zurechtgemacht, und die Synthese nach Gebühr bewundert. Ein Bißchen Respekt aber sollten Sie doch auch für die Männer aufbringen, die den Volkskörper stählen. Bücher schreiben sie nicht, sammeln auch nicht chinesische Porzelle und können Maurice Denis nicht von Bonnard unterscheiden. Schaudervoll! Sind aber recht nützliche Leute. Tragen ihre Haut für die Cerebralen zu Markt. Sorgen fürs Vaterland, für das Land unserer Kinder, das Ihr Nietzsche zu lieben befahl, und auf ihre Art damit doch wohl auch für die Kultur. Die ich mir ohne männliche Kraft nicht vorstellen kann.“

„Als ob dazu Kasernen und Exercirplätze nöthig wären! Tennis, Berchtrter, Fußball, Golf, Luftbäder, Reiten, Müllern. Ich danke für Ihre unter Muskelen ergraute Soldatenkultur. Für Ihren ganzen Staat, der uns am Ausleben hindert und die Individualität in der Blüthe knickt. Das sind aber Fragen der Weltanschauung; und wenn Ehrgeiz Sie drängt, an reaktionärer Gesinnung den ollen weimarißchen Bonzen noch zu überbieten, ist's schließlich Ihre Sache. Sie wissen: ich bin für die Autonomie der Persönlichkeit. Sagen Sie mir nur in drei Worten, was Sie jetzt über die Affaire denken.“

„Was jeder in Deutschland Heimische drüber denken sollte. Daß sie

unseren Lebensnerv nicht berührt. Zwei Kriegsgerichte haben Dreyfuß schuldig gesprochen. Ich habe gesagt: Hands off! Laßt die Franzosen ihre schmutzige Wäsche allein waschen. Jetzt hat der höchste Gerichtshof der Republik den Hauptmann für unschuldig erklärt, die Regierung ihn zum Major befördert. Und ich sage wieder: Wir haben das Urtheil hinzunehmen. Schauffiren kann ich mich für den Mann nicht, der zu seiner Vertheidigung vorbringen ließ, er habe die Deutschen ehrlose Räuber genannt und dem Kampf gegen diese Räuber sein Leben geweiht. Auch noch immer nicht so recht glauben, daß Minister und Generale sich zu einem Verbrecherflügel verbinden mußten, um einen kleinen jüdischen Hauptmann aus ihrem Weg zu schaffen. Das, scheint mir, konnten sie billiger haben. Geht's uns aber an? Ist unsere Aufgabe, im Nachbarreich den Generalstabstall zu säubern? Nach einem Triumph reiner Gerechtigkeit scheidet die Geschichte nicht aus. Die radikale Regierung wollte das freisprechende Urtheil und hat es, nach einem bedenklich summarischen Verfahren, erreicht. Doch wir haben keinen Grund, es zu revidiren. Für uns ist Dreyfuß unschuldig. Und daß ein schulddloser Mensch nach langem Leiden entmalkelt wird, ist immer erfreulich. Nicht so wichtig, aber hübsch, daß Zolas Erdentrest ins Pantheon kommt. Da liegen Leute, die neben dem großen Epiker Zwergewären. Sein Martyrium war nicht arg. Er selbst hat gesagt, die nach der Flucht aus Paris in England verlebte Zeit sei die schönste seines Lebens gewesen. Das wurde begreiflich, als man erfuhr, Frau Zola habe ihm seine Freundin, die Mutter seiner Kinder, nachgeschickt. Er hatte die Menschen bei sich, die er liebte und in Paris doch entbehren mußte, die Frau und die junge Brut, und brauchte nicht in der Konvenienzehe zu frösteln. Mir scheint, Frau Zola hat das schwerere Opfer gebracht und die Frauenkrone verdient; auch der eifrigste Feminist muß zugeben, daß die Zahl der solcher Entsagung fähigen Weiber nicht groß ist. Für den Dichter war le bilan de l'Affaire nicht schlecht. Während er seine Anklägerbriefe schrieb, wuchs ihm die Gemeinde ins Unermeßliche. Die ihn ein Ferkel und einen Schmutzspekulanten gescholten hatten, bauten ihm nun Altäre. Schon der Lebende hatte seinen Lohn dahin. Ob nun in dem langwierigen Handel wirklich so viel gefälscht und getrogen worden ist, wie die Hintertreppenmär meldet, kann uns gleichgiltig sein. Aus Rennes hörten wir, Dreyfuß sei ein totkranker Mann, der nie wieder genesen könne. Seit sieben Jahren ist er nun frei und so gesund, daß er ein Artilleriekommando zu übernehmen vermag. L'incident est clos. Mit den Folgen mag Frankreich sich abfinden; vielleicht werden sie eben so gefährlich wie die Nachwirkungen der Halbbandgeschichte. Aber der Spruch hat ja nicht überrascht. Längst hatte ihn

Jeder erwartet. Und die mentalité jacobine ist jetzt so stark, daß die fromme Seele der ältesten Kirchentochter sie in naher Zeit nicht bewältigen kann. Was ich nicht leugnen kann noch will, ist, daß die Art, wie der ‚Wahrheit‘ zum Sieg verholfen wurde, in letzter Zeit großen Stil hatte. Wie Alles sich vor der chose jugée beugte! Man konnte fast glauben, außer der Schankgerechtigkeit gebe es noch eine. Wir? Wollen uns der Gewißheit freuen, daß dieses zerrissene Reich ohne Bundesgenossen den Krieg gegen Deutschland nicht mehr wagen wird. Wollen hoffen, daß ein Theilchen des leidenschaftlichen Interesses, das der Schmäher des deutschen Namens fand, auch für die schuldlos in deutschen Kertern Faulenden zu haben sein werde. Täglich wird irgendwo ein Unschuldiger verurtheilt; wenn diese Thatsache nicht unbestritten wäre, hätte das Gesetz den Opfern irrender Justiz nicht Entschädigungen bewilligt. Das hatten Sie vergessen. Ihnen schien der Fall Dreyfus der erste so grauser Art seit den Tagen des Galiläeré. Schon deshalb konnte ich nicht hinter der Fahne marschiren, die über Ihrem Haupt wehte. Soll Wohlthätigkeit nicht zu Haus beginnen?“

„Na ja. Die Menschheit ist schließlich aber auch kein leerer Wahn. Heutzutage muß man ins Weitedenken. Ein Jammer, daß Sie für solches Streben nicht mobil zu machen sind. Keulich, als die Redakteure nach England fuhren, wars auch so. Das war der erste Versuch zu einer Verbrüderung der Intellektuellen; zu einem Gedankenaustausch zwischen Kulturpionieren. Paßte Ihnen nicht. Sie blieben at home. Warum? Ihre Feinde sagen: weil Sie eine Extrawurst haben wollen. Dummes Zeug. Aber Sie machens der Sippchaft zu bequem, wenn Sie sich stets isoliren. Bei dieser großen Sache mußten Sie mithun. Sie war groß. Darüber ist unter Gebildeten nur eine Stimme zu hören.“

„Wirklich? Ich habe andere vernommen; zu Duzenden. Eine sollen Sie hören. Bleiben Sie ruhig sitzen; bis Bestino startet, vergeht noch eine halbe Ewigkeit. Die Vorlesung wird nicht lang. Ein Brief, den ich heute erhielt:

Sehr verehrter Herr Garden, Ihre zutreffenden Bemerkungen über die englische Keise deutscher Pressevertreter erinnern mich an eine Unternehmung ähnlicher Art, die einige Wochen früher in Szene gesetzt worden war. Ich meine den Besuch, den französische Universitätsprofessoren den englischen Kollegen abstatteten und über den ich einen ausführlichen Bericht in der Revue Bleue fand. Zwei Punkte sind mir, dem Schulmeister, da besonders aufgefallen.

M. Lanson, professeur à la Sorbonne (so nennt sich der Berichtstatter) bekennt nicht ohne Beschränkung, daß von allen beteiligten französischen Gelehrten außer dem Dozenten für englische Sprache nur ein einziger Professor Englisch verstand und sprach. Nous fumes humiliés de n'être, pour la plupart, même pas capables d'écouter l'anglais, pour tenir tête à un voisin de table qui ne savait pas notre langue. Welchen anregenden Meinungsaustrausch mag es da gegeben haben! Und doch berichtet Herr Lanson ganz naiv, daß, während die Franzosen am ersten Tage noch durch-

aus zugeknüpft waren, am zweiten die beglückendste Intimität geherrscht habe: Un „For ho is a jolly good fellow“ nous déclaro notre adoption définitive dans l'amitié de nos hôtes. Diese Blamage der französischen Gelehrten brauchte uns nicht weiter zu kimmern, wenn sich uns nicht unwillkürlich die Frage aufdrängte, wie es denn wohl mit unseren deutschen „Schriftleitern“ in diesem Punkt gestanden haben mag. Die Berichte gaben mir nicht die Möglichkeit, diese Frage zu beantworten; sollten sie vielleicht weniger ehrlich als der französische gewesen sein? Ich kann nach meinen Erfahrungen einen Zweifel nicht unterdrücken und möchte auch für uns Deutsche den folgenden Satz des Franzosen stark unterstreichen: La génération qui s'élève, j'o l'espère, lira un roman ou une revue comme font quelques-uns de nous, mais saura d'abord donner une adresse à un cocher et entendra la réponse d'un garçon d'hôtel. Es ist leicht, wie gewisse Pädagogen immer noch thun, auf die „Oberkellner- und Portierbegabung“, fremde Sprachen zu erlernen, mit souveräner Verachtung herabzusehen und den eifrigen neusprachlichen „Reformern“ den höheren erzieherischen Werth der grammatischen Behandlung und (ach, so kläglich!) Uebertragung des fremden Textes in die Muttersprache vor Augen zu führen: die Regeln über den Gebrauch des Infinitivs mit *de* oder *à* und die paar Bruchstücke der klassischen Literatur, die der ältere Schüler kennen lernt, haben noch keinem den Mund geöffnet, wenn er dem Ausländer gegenüberstand, oder ihn zur Fortsetzung der auf der Schule begonnenen Studien sonderlich angeregt. Wohl aber wird man behaupten können, daß der junge Mensch, der auf der Schule zunächst die Gedanken des Autors, dann aber auch seine eigenen mehr oder minder gewandt in der fremden Sprache wiedergeben gelernt hat, später gern jede Gelegenheit ergreifen wird, nützliche Beziehungen zum Auslaud und zum Ausländer anzuknüpfen und sich mit deren werthvoller Literatur bekannt zu machen. Auf diese Forderung muß man wieder einmal nachdrücklich hinweisen; denn für Den, der diesen Dingen näher steht, ist es kein Geheimniß, daß nachschönen Ansängen vernunftgemäßer Behandlung der neueren Sprachen im höheren Unterricht, für die wir Männern wie dem marburger Professor Vietor und dem frankfurter Musterschuldirektor Walter nicht dankbar genug sein können, diese Bewegung, in der es ja, wie bei allen bedeutenden Neuerungen, nicht an Irrthümern fehlte, allmählich abzuflauen und dem bequemen Schlendrian früherer Zeiten Platz zumachen droht. Nietzsche hat einmal gesagt, unsere höheren Schulen hätten gezeigt, wie man es anzufangen habe, um in sechs Jahren eine moderne Sprache nicht zu erlernen, die ein normaler Mensch in sechs Monaten sich aneignen könne. Sorgen wir dafür, daß dieses Urtheil nur noch antiquarischen Werth behalte! Zu einer Abwehr aus deutscher Feder zwingt aber der zweite Punkt, den ich aus dem französischen Bericht zur Sprache bringen wollte. Im politischen Leben haben wir uns ja nachgerade daran gewöhnt, daß, wenn zwei Staaten Etwas mit einander abzumachen haben, Verdächtigungen eines dritten Staates einen nothwendigen Bestandtheil der Auseinandersetzung bilden; daß diese Gefahr auch bei harmloseren Bemühungen zwischen zwei Völkern nah liegt, beweist die *entente cordiale* zwischen den französischen und den englischen Universitätsprofessoren; und daß der Deutsche dabei als Prügelknabe benutzt wurde, versteht sich von selbst. Bei dem offiziellen Empfang der Gäste im Foreign Office sprach der französische Redner, M. Rabier, die Behauptung aus, daß der wissenschaftliche Unterricht in Frankreich seinen Chauvinismus kenne. Ein Engländer, der etwa in den aufregendsten Tagen des Jajchodakonsistens einer Geschichtsstunde in Frankreich heimgewohnt hätte, in der dieser Fall zur Sprache gekommen wäre, hätte sicher kein verlegendes Wort über England zu hören bekommen; der Patriotismus gehe nie

über die Grenze hinaus, die Wahrheit und Humanität ihm zögen. Und nun höre man den Schluß dieser schönen Rede: *Voilà notre vraie tradition nationale dans l'enseignement de l'histoire, à laquelle nos nationalistes opposeront en vain la tradition allemande dont ils sont les apôtres.* Wenn diese Worte in der Begeisterung eines der vielen Festessen gefallen wären, von deren endlosen Reden der Berichterstatter selbst meint: *La moitié vaut mieux que le tout*, so könnte man den Mantel der Liebe darüber decken. Aber sie wurden, wie gesagt, gesprochen bei der offiziellen Empfangsfeier, die nach dem Bericht den „Charakter einer politischen Verführung“ hatte; sie wurden gesprochen von dem beauftragten Vertreter der französischen Universitäten und dürfen deshalb nicht als eine Entgeißelung, sondern müssen als eine überlegte Perfidie bewertet werden.

Ich hoffe, Sie werden mich nicht für zu unbescheiden halten, wenn ich gegen eine solche Verleumdung Einspruch erhebe als Einer, der seit fünfzehn Jahren an süd- und norddeutschen Schulen Geschichtunterricht erteilt, vielen Unterrichtsstunden von Fachgenossen beigewohnt und als Herausgeber eines Geschichtslehrbuches für höhere Lehranstalten wohl die Mehrzahl aller deutschen Lehrbücher der Geschichte kennen gelernt hat. Und da möchte ich denn nun feststellen, daß das Gegenteil von Dem zu beobachten ist, was der Franzose unserer Unterrichtsmethode geradezu als Grundsatz imputiert. Wohl mag gelegentlich einmal der patriotische Ingrimms zum Durchbruch kommen, wenn das „brûlez le Palatinat“ oder Einzelheiten aus der napoleonischen Kriegszeit zur Darstellung gelangen; aber in der Behandlung heutiger Zeitgeschichte walten überall der Geist der denkbar größten Objektivität und der rückhaltlosen Würdigung fremder Eigentum. Wie sieht es denn nun aber in Wirklichkeit mit der vom Herrn Rabier so gerühmten französischen Unparteilichkeit im Unterricht? Ich will mehr als Kuriosum erwähnen, daß ich in einem französischen Lehrbuch der Erdkunde, das, nebenbei gesagt, die Abtretungen des Frankfurter Friedens nicht ignorierte, noch vor etwa zehn Jahren die Bemerkung fand, Ostpreußen habe keine Städte, sondern die Leute wohnten dort noch in Erdhöhlen und ähnlichen Behauungen. Aber lesen wir doch nur, was ein siebenzehnjähriger französischer Schüler, der sich an dem neuerdings eingeführten internationalen Schülerbriefwechsel beteiligt, seinem deutschen Korrespondenten schreibt: *L'Allemand est haï de tous les Français. Ils ont élevé leurs enfants dans la haine de notre pays. Chez nous, l'instituteur rappelant aux enfants les malheurs de 1870/71 montre les fautes du gouvernement, la longue préparation des Prussiens à la guerre, leurs excès injustifiés. Et de cette guerre si malheureuse il tire deux remarquables enseignements: 1. Ne jamais abandonner la patrie à un seul homme. 2. Plus que jamais tous les Français doivent être prêts à la revanche.* Man vergleiche damit die Stelle aus der Festschrift des Herrn Rabier: *Nous ne faisons pas consister l'amour de la France dans la diffamation haineuse de l'étranger.* Mit Recht sagt der Herausgeber des erwähnten Briefes am Schluß eines Artikels in der „Monatsschrift für höhere Schulen“ (S. 240): „Als Mittel zur Abnahme freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern erscheint der Schülerbriefwechsel ganz bedeutungslos.“

Zu summa: man öffne im Unterricht unserer Jugend den Mund, daß sie den Mut, die moderne Sprache auch zu sprechen, mit ins Leben nehme; man schicke den jungen Kaufmann, Ingenieur, Gelehrten und Lehrer ins Ausland, damit er beobachten lerne und Nützliches nach Hause bringe; man pflege als Gebildeter nach Kräften die modernen Sprachen und reife zur Belehrung und zum Vergnügen nach Frankreich und England; nur unterlasse man die sentimentalen Massenfahrten zum Zweck der Völkerverbrüderung.

Trotz allen schönen Festreden wird, wie Sie mit Recht so oft betont haben, die englische Politik, wenn es ihr Vortheil erheischt, keinen Augenblick zögern, uns ein zweites Agassiras zu bereiten, mag es sich um Aboissinien, Babylonien oder Persien handeln.

In bekannter Werthschätzung bin ich Ihnen ergeben

Dr. Julius Koch.

So spricht der Direktor eines Realgymnasiums; spricht ein junger, sehr tüchtiger, ganz moderner Mann. So urtheilt Der über den Werth solcher Völkerverbrüderungen. Und Tausende denken wie er. Die Sache, Freibillet vom Norddeutschen Lloyd, Diners und Dejeuners bei wildfremden Leuten, Frühstück in einem Nebengelass des Schlosses Windsor ohne den Hausherrn, war nicht nach meinem Geschmack. Der braucht Andere natürlich nicht zu kümmern. Recht anständige und gescheite Herren sind mitgefahren. Wer? Ältere Heuilletonisten, die von dem ökonomischen Konflikt der beiden Germanenreiche nichts ahnen. Redakteure, denen der Verleger von einem zum anderen Tag die Tonart vorschreiben kann. Niemand, der die Macht hat, für bessere deutsch-britische Beziehungen zu wirken. Noch nicht Zehn beherrschten die englische Sprache so, daß sie über Gemeinplätze hinwegschreiten konnten. Da soll Gedankenaustausch und Verständigung möglich sein? Die Herren haben sich amüsirt, Schönes und Lehrreiches gesehen, taktvolle und begeisterte Reden gehalten und werthvolle Impressionen heimgebracht. Aber politischen Ertrag? Chamberlain, Balfour, Edward Grey, Asquith, Morley: alle Häupter britischer Politik blieben den Schwämmen und Empfangen fern. Mit den repräsentativen Männern der englischen Presse kam nie zu halbwegs intimem Verkehr. Die Juniorpartner des Ministeriums ließen ihr Licht leuchten. Man aß Lachs, Hammel und Huhn, Huhn, Hammel und Lachs, trank Claret und herben Angelnekt, stümperte, so gut es ging, ein Nothgespräch mit einer schönen Dame, einem würdigen Master zurecht. Der berühmte, Mann auf der Straße erfuhr von der ganzen Aktion kaum Etwas; der Name des Veranstalters, des Burenfreundes Stead, machte sie von vorn herein unpopulär. Und nun ist Alles, wie es vorher war. Wie es bleiben wird, bis der Zwist der Könige eingekiegt ist und Britanien eingesehen hat, daß es den Ausgaben des Industriestaates entwachsen und zum Weltclearinghouse geworden ist, sich also auch nicht mehr zu ärgern braucht, wenn Deutschlands Großindustrie üppig gedeiht. Dann ist vielleicht eine unblutige Auseinandersetzung möglich; früher nicht. Einstweilen wächst leise auf beiden Seiten des Kanals noch der Haß. Deutschlands expansivem Drang soll jeder Weg gesperrt, sein Erobererzug auf die Weltmärkte gehemmt werden. Solche Pläne spült kein Phrasenbach weg. Wir mußten uns kühl und höflich zurückhalten. Uns suchen lassen. Auch den Kling, der seines Herzens Reizung und Abneigung doch deutlich

gezeigt hat, nicht umwerben. Verwandte, die Einen so behandelt haben, liebt man am Besten von Weitem. Das hätte den Engländern imponirt. Die Deutschen, hätte es drüben geheissen, brauchen uns nicht; sind doch famose Kerle. Aber wir konnten die Sehnsucht wieder mal nicht dämmen. Ruhten auf den ersten Wink bereit sein. Und wenn Eduard sich nun endlich gar nach Deutschland bemüht und den Besuchswunsch des Neffen erfüllt, dann werden wir ungeheuer stolz sein und uns einbilden, für den Frieden und für die ganze Menschheit Beträchtliches geleistet zu haben. Das Wort Menschheit ist schmackhaft; zergeht auf der Zunge. Wenn die Wucht der Araberaufstände wächst und England gezwungen wird, gegen den Panislamismus die stärksten Künste des Lords Cromer anzuwenden, werden auch Sie und Ihre Freunde aus dem Gehirnsadel merken, wie es um die berühmte Solidarität der Menschheit bestellt ist.“

„Gräulich, wie Sie sich verändert haben! In der Untersekunda, als Sie den Posa lasen (der Ordinarius war Philipp, also keine Kleinigkeit, Gedankenfreiheit zu fordern), hätte ich auf Sie geschworen. Wenn mir Zeit bliebe, mich systematisch mit Politik zu beschäftigen, sollten Sie was erleben. Schäme mich manchmal, zu spintisieren, während so viel Wichtiges zu sagen ist. Denn ich bin jetzt bis über die Ohren rebellisch. Auch gegen Bülow. Der zu frömmeln anfängt und alle paar Tage Lebenszeichen ohne jede Valeur von sich giebt. Daß es so nicht weitergehen kann, fühlt nachgerade selbst der Bourgeois. Aber wir Schaffenden kommen nicht zu der groben Arbeit. Sie könnten. Wollen aber nicht. Trotzdem da Lorber zu pflücken ist. Wer heute für Freiheit und Volkerecht eintritt, ist der Held des Tages. Sie wollen nicht. Nehmen Sie mirs nicht übel: Friedrichsruh hat Sie für uns total verdorben.“

„Tu parles! Haben aber Recht; obwohl ich schon bald nach den Sekundanerjahren für die Rolle, die Ihre Güte mir zudenkt, nicht mehr zu brauchen war. Doch der Sinn für die Realien der Politik, für das Nothwendige und Mögliche hat sich mir im Verkehr mit Bismarck wirklich geschärft; und für Ihre Zwecke bin ich seitdem verdorben. Macht nichts. Für die Freiheit wird ja genug geschwätzt. Wenn Sie gerade nicht ‚schaffen‘, sollten Sie mal überlegen, was all diese Bannerträger eigentlich riskiren und ob Die sogar Wesentliches riskirt haben, denen noch immer nachgesagt wird, ihr Leben habe dem Kampfe für die Freiheit gehört. Typus Börne oder Typus Virchow. Was sie empfahlen, wurde als falsch und schädlich erwiesen; aber sie hatten die kompakte Mehrheit für sich und Naenien künden heute noch ihren Ruhm. Dieser Lorber hängt mir zu niedrig; er läßt sich im Spazirengeln bequem erreichen. Mein Bemühen fordert wohl nicht geringeren Muth; bringt nur nicht

so lauten Applaus, Nach dem lange ich nicht; will nur Wirkung. Und wo ist die bei Ihren Paniermännern, den lebenden und den längst eingeurtenen?"

„Was gelten soll, muß wirken und muß dienen, sagt Sanft Goethe. Und der bei Ihnen fast schon eben so heilige Bismarck, er habe nie für Harmodios und Aristogeiton geschwärmt. Ich kenne den Text. Aber einen Verlorenen zu beweinen, ist auch männlich. Nun brauche ich gar nicht erst zu fragen, warum Sie über das Schulgesetz und über Studts Schwarzen Adler kein Sterbenswörtchen gesagt haben. Durch Dick und Dünn mit der Reaktion!"

„Immer; daher oben meine Beliebtheit. Schulgesetze, scheint mir, werden merkwürdig überschätzt. Je strammer man die Kinder auf Frömmigkeit drückt, desto gottloser werden Sie nachher; confer die berühmten keiserlichen Pastorenöhne. Wer in der Schule gar keine Religion erworben hat, sehnt sich später meist inbrünstig nach Offenbarung. Was der Schulzwang an Neigung zur Opposition fördert, wird überhaupt heute noch unterschätzt. Verekelung der Klassiker griechischer und deutscher Zunge; ein wahrer Segen, daß zu unserer Zeit Shakespeare noch nicht drankam. Wenn in der Schule Marxismus gepaukt würde, ginge es der Sozialdemokratie in zehn Jahren schlecht. Aus dieser Ecke sehe ich auf den Streit zwischen Konfessionellen und Simultanen. Soll ein Kind evangelisch erzogen werden, dann, scheint mir, muß der Grundton den ganzen Unterricht färben, nicht nur die Bibellehre; darfs auch nicht mit Katholiken, Juden, Dissidenten zusammen lernen. Sonst giebt's unverdaulichen Nischmasch. Am Schlimmsten finde ich die Sorte Ihres Parteigenossen Kirchner, der, nach dem offiziellen Bericht, im Herrenhaus gesagt hat: Ich (und ich glaube, auch meine politischen Freunde) stehe auf dem Standpunkt, daß für die Menschen und für die Völker der Satz gilt: Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, Der ist verloren. 'Das ist, entschieden liberal. 'Das kann 1906 Oberbürgermeister der Reichshauptstadt sein. Ist verloren; weiß der Kaiser gesagt hat. Und Das dünkelt sich dann modern, weil es nur von der Simultanen Schule Seelenheil hofft. Als ob nicht alle Vernunft vor die Frage dränge: Natürliche oder konfessionelle Schöpfungsgeschichte? Obendrein hat Berlin konfessionelle Schulen; und vier Fünfteln der Einwohnerschaft fehlt die, Basis der Religion. 'Das neue Gesetz? Vielen Landgemeinden bürdets kaum erträgliche Last auf. Im Uebrigen änderts nicht allzu viel; beschleunigt höchstens die Entchristlichung ein Bißchen. Daß der anständige Verwaltungsroutier Konrad Studt in Preußen Kultusminister sein kann, ist freilich beschämend; nicht, weil er die Katholiken gut behandelt (was nöthig und nützlich ist), sondern, weil sein spiritus für solches Amt nie genug nutrimentum bekommen hat."

„Also sind Sie wenigstens für Harnacks Kandidatur?"

„Der versinkt in Anbetung, wenn er seinen König sieht. Neben ihm wirkt Ballin wie ein starrer Republikaner. Ich habe kein Vorschlagsrecht; würde aber den positiveren Rath vorziehen; auch Baulsen; sogar Delbrück, der mal nah davor war. Viel liegt nicht daran. Meinetwegen könnten sie den Gemüthsturnvater Rhode hinsetzen, dessen weimarer Rede der Lessingbiograph Erich Schmidt zu loben gewagt hat. Herr Studt hat Monarchentugenden: sieht gut aus (wird drum Seine Eleganz genannt) und läßt zwei Ministerialdirektoren, die besten, die Preußen hat, frei schalten. Für das Schulgesetz hat er nichts gethan; sobald er nach dem Steuergriff, drohte der Schiffbruch; noch im Hafen sogar. Eronnen und durchgebracht haben es Ministerialdirektor Schwarzkopff und Freiherr von Zedlitz und Neukirch, der gewandte Taktiker, der die Nationalliberalen mit der klugen Parole köderte: Auf Jahre hinaus für uns die letzte Gelegenheit, ein Schulgesetz ohne Centrum zu machen! Die behutsamste parliamentary hand, die uns nach Miquels Tod geblieben ist. Der Minister gab immerhin die Fassade; die nun bekränzt ward. Hat sich auf dem Platz, auf dem Rodbertus nur vierzehn Tage lang saß, seit sieben Jahren gehalten und erreicht, wonach alle seine Vorgänger vergebens strebten. Schwarzer Adler und Adelsbrief finden Sie zu viel? Heutzutage! Sehen Sie sich, bei uns und draußen, doch mal die Drangeritter an. Das Alles ist längst ja beträchtlich im Werth gesunken. Böseres Blut hat denn auch das Handschreiben des Königs gemacht. Das glückliche Ergebnis ist in erster Linie Ihrer aufopfernden und hingebenden Thätigkeit und dem geschickten Eingreifen zu verdanken, durch welches Sie die Verhandlungen und Arbeiten in ihren einzelnen Phasen gefördert haben. Wenn Studt nur nicht etwa redet! So stöhnten die Manager in jeder entscheidenden Landtagsstunde. Nach solcher Leistung solches Handschreiben und den höchsten Orden; den Moltke in Nikolzburg bekam. Erlaubt ist, was gefällt. Der Dankbrief kam aus Drontheim, wo am schwimmenden Hoflager Herr Rücker-Jenisch, des Kanzlers Vertrauensmann und Berather, die Pflichten deutscher Politik versah. Mangelhafte Information, sagte die Presse; und nahm plötzlich sehr ernst. Solche Irthümer sind doch schon oft vorgekommen. Nicht nur im Civilbereich. Als bei Dsjihinanaka Major von Estorff eine starke Hererobande geschlagen hatte, kam vom Kaiser ein Glückwunsch zum „glänzenden Sieg meiner Marinetruppen“ (von denen nur zwei oder drei Jüge an dem Scharmügel theilhaftig gewesen waren) und die huldvolle Mittheilung, den Kameraden in der Heimath sei ein Band mit der Aufschrift Dsjihinanaka verliehen worden. Das Telegramm blieb, als publico secreto, in den windhuler Akten. Und jetzt stellen sich die Leute erstaunt.“

„Militär! Da ist doch kein Ding unmöglich. Da wundert Unserer sich

überhaupt nicht mehr. Sie natürlich möchten am Liebsten in den bunten Rock kriechen. Ganz verrückt in die Zweifarbigen, die, wenn man von Dehmel redet, ein Schimpfwort zu hören glauben und Thomas Mann für 'nen Literaturjuden halten. Das sind Ihre Kulturschützer. Haben Sie den Prozeß Zander gelesen? So leben sie. Pumpen, schlemmen, den Himmel voll Geigen sehen; um weiterschlemmen zu können, macht man jedes Geschäftchen, das sich gerade bietet; wem's auch nicht ganz reinlich und zweifelsohne ist. Vorher aber, im Kriegeschmuck, konnte man die Zunkerhose nicht hoch genug tragen."

„Learned Theban! Ja, ich habe die Prozeßberichte gelesen. Doch mit anderen Augen als Sie. Immer nur bedauert, daß sie nicht ausführlicher waren. Welche grau'ig-preußische Tragikomödie! Der verabschiedete Offizier. Keine Ordnonanz mehr im Vorzimmer. Auf der Straße wird nicht Honneur gemacht. Ein Lebenlang hat man in dem Reich gewohnt, wo Jeder stolz gehorcht, wo Jeder nur sich selbst zu dienen glaubt, weil ihm das Rechte nur befohlen wird. Und nun steht man draußen; ist von keinem Kastenprivileg mehr geschützt. Soll Geld verdienen. Alles Erlernte, Geübte ist werthlos geworden. Persönlicher Muth liefert nichts auf die Kelle. Agent werden; Promotor nennt man's drüben. Kombinationen erfinden, Möglichkeiten aufspüren, Menschen zusammenbringen; Jedem was Angenehmes sagen und rosige Aussicht zeigen. Den Deklassirten überläuft's. Noch schrecklicher aber, als Versicherungswerber herumzurennen und sich an einem Tag zehnmal die Thür weisen zu lassen. Zweiter Akt. Der Mann, dem die kunstvoll gebaute Brücke immer wieder einstürzt, weil er das für den letzten Pfeiler nöthige Geld nie aufbringen kann. Der die Konjunkturgunst wittert, aber nicht Athem genug hat, um sie abwarten zu können. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß dieser Major von Zander ein ganz ungewöhnliches Geschäftstalent ist? Welche unverwundliche Kraft in ihm steckt? Der Mann der Hofdame, die Alles in großem Prunkstil haben möchte. Der Hysterika, die schwere Cigarren raucht, schweren Wein trinkt, nach allen Mitteln greift, die ihre unruhig zuckende Psyche einschläfern könnten. Der jeder Geldsinn fehlt. Die ins Blaue hinein kauft: Kleider, Spielzeug, Wäsche, Delikatesen, Hüte, Luxustand aller Art; für Abertausende in der Zeit höchster Noth. Gar nicht bedenkt, wie der Mann, den sie auf ihre Weise doch liebt, sich schinden muß, um auch nur das Alltagsbedürfnis zu decken. Sinnlos einkauft, borgt, lügt, weil in ihrem wunden Hirn alle Hemmungen fehlen. Und der Mann trägt's. Mahnungen wirken auf solche Frauen nicht; auch nicht der Anblick verhaltenen Männer Schmerzes; nicht die Gefahr, das Innerste, Feinste des Gefährten zu verlieren. Sie hat ihm Kinder geboren. Soll er sie wegzagen, öffentlich erklären, er sei für ihre Schulden nicht haftbar? Er fühlt sich stark.

Wird Alles gutmachen. Eines Tages muß er Fortunens Schleierzügel haſchen. Seine Wünſchelruthe klopft Kali aus der Erde. Das bringt ihm Reichthum. Für die Frau. Seine Ansprüche ſind gering; nur ihr tolles Treiben hat Beide in Bedrängniß und Schmach geriffen. Schon naht er dem paktoliſchen Strom: da wird er eingesperrt. Als Betrüger, Bankeroteur; der Unterſchlagung dringend verdächtig. Mit ihm die Frau. Die Unterſuchung dauert vierzehn Monate, die Hauptverhandlung vier Wochen. Dann zieht der Staatsanwalt die Anklage in achtundſechzig Fällen zurück und das Urtheil lautet mild: Dreihundert Mark Geldſtrafe. Doch die Geſchworenen haben den Major in einem Fall ſchuldig gefunden: und mit dem Makel des Betrügers geht er aus dem Gerichtsſaal. . . Den Mann ſollten Sie genauer anſehen, Schaffender! Ein prachtvolles Modell für Seelenakttudien. Der hat mehr Blut und mehr Fleiſch als Bedekinds Gründer. Und iſt Ihnen obendrein noch nah verwandt."

"Das Allerneuste! Gehöre ich zu den Stachelſtoffen, zu der Familie der Barsche? Laſſen Sie ſich Ihren Zander in Butter braten, aber machen Sie, bitte, mit einem immerhin angeſehenen Dichter nicht ſolche Wiße!"

"Boller Ernst. Ueber den Prozeß, namentlich über die Unzulänglichkeiſt des Unterſuchungsrichters, ſind gute Artikel geſchrieben worden. Die Psychoſogie des Falles hat Zanders Bertheidiger, Juſtizrath Namroth, in ſeinem wirſamen Schlußvortrag faſt ſo geſchickt wie ein Franzoſenſchleiert. Ein Moment aber ſcheint mir überſehen; eins, das den Strafprozeß vielleicht erſt bewirkt hat. Herr und Frau von Zander ſind Kryptoliteraten. Bleiben Sie ſitzen! Seine Tagebuchnotizen haben Sie doch geſehen? Zuerſt hielt ich ihn für einen Graphomanen. Dann für einen militäriſch erzogenen Hjalmar Ekdal, der des Leides froh wird, wenn erſ im Spiegel geſehen oder gar photographirt hat. Falſch. 'Ich habe fünftauſend Mark Proviſion für die Vermittlung eines Gutekaufes erhalten; ich habe unehrenhaft gehandelt, daß ich das Geld annahm.' Das iſt nicht Hjalmar. Auch nicht der in anderem Ehrbegriff erwachſene Offizier, den das Mißverhältniß zwiſchen Mühe und Preis im Gewiſſen ängſtet. Das iſt das Literatenbedürfniß, über ſich ſelbſt Gerichtstag zu halten. Schon der gekürzte Bericht brachte hundert Beiſpiele. Und die Frau hat in der Unterſuchungſhaft Gedichte gemacht. Hier ſind ſie. 'Eglantinen. Gedichte von Marie Grote.' Nichts Beſonderes. Aber die Schnſucht, die an einem verſchnitten Morgen aus dem Kerker zu einem geliebten Kind wandert und ſich 'ſtockgleich ihm zu Füßen legt': ich habe von Zünftigen Schwächeres geſehen. 'Mein Todesſtag'. Der Tag der Verhaftung. Unbeholſen in der Form, doch ſehr lebhaft im Ton. Sie ahnt nicht, daß gegen ſie und ihren Mann ein Verfahren ſchwebt, ſchläft in den erſten Maitag hinein: und wird von Bütteln unſanft aus dem Bett geholt.

„Ein anderes Ich mit bebender Hand wirft um das schützende Gewand.“ Und die Lokomotive pfeift so schrill, als wolle sie klagen, die eine Mutter von ihren Kindern reiht. In einem Vers kommt das Wort Firtlesanz vor; und der Untersuchungsrichter, der Firtle heißt, ist überzeugt, sein werther Name solle verspottet werden. Eine Dilettantin; keine ganz unbegabte. Die sich vielleicht noch einmal einen Jahresruhm erschreibt. Daher die Mischung von Hofdamenthum und Zigeunerei. Karkotische und stimulantirende Mittel. Die *vita sexualis* weitab von der Norm. Wandelt sich Ihnen nun das klinische Bild? Falsche Hypertrophie des Gehirns, in das fremdartige Substanz eingedrungen ist. Nehmen Sie aber nicht medizinisch; sonst wird die Diagnose vielleicht Unsinn. Was der Laie so Gehirn oder Seelenorgan nennt. Unfähig, gemeine Wirklichkeit zu ermessen; sich nach der Decke zu strecken, sagt das Volk. Er ist noch interessanter. Die Phantasie besorgt vikarierend die Geschäfte des Verstandes. Das steigert seine Kraft, läßt ihn an die Möglichkeit des schwierigsten Geschäftes fest glauben, macht ihn in guten Stunden zum Agentengenie. Wenn er den Leuten Etwas vorlöße, hätte er selten Erfolg. Er suggerirt ihnen seine Zuversicht. Er wird in dem Streit um das Gut vor dem Reichsgericht siegen und bald Riesenprovisionen einstreichen. Schließlich wird das Vikariat ihm zum Verhängniß. Das Tagebuch zeugt für sein Schuldbewußtsein. Nur für seinen Hang, sich selbst anzuklagen, sagt der Vertheidiger; für die unselige Neigung, an der Moral der Kaste, die er verloren hat, die ganz anderen Sittlichkeitsbegriffe des neuen Berufskreises zu messen. Das allein wars auch nicht. Die Literatensucht, sich selbst als Gestalt zu sehen, die man abstrakt, in heller Wuth anspeit und dann wieder verzärtelt. Solcher Kerl bist Du geworden! Kannst Dir nur noch durch Schwindel und Unterschlagung helfen! Ist ja nicht wahr: hast achtzigtausend Mark in Reserve und kannst täglich kleine Beträge ausborgen. Das Phantasiemartyrium erleichtert. Man hat sich beim Ohr genommen und, vor dem Kasirspiegel, bewiesen, daß die Ausdrucksfähigkeit noch nicht geschrumpft ist. Kein Staatsanwalt kann verstehen. Sie mühtens. Erzählen ja auch gern, daß nur äußere Umstände Ihr „Schaffen“ hemmen oder daß die Arbeitslast Sie erdrückt. Literatur. Alles eine Familie. Leute, die ihre Biographie leben, sich für jede Lebenslage eine Rolle schreiben, die dann gespielt werden soll. In der Politik für die „großen Gesichtspunkte“ schwärmen. Der Eine sagt sich: Du schufst kriegst es fertig, als Major a. D. ein so guter Agent zu sein! Der Andere: Und ein Aesthet meines Ranges wettet auf dem Rennplatz wie ein Commis!“

„Herrgott, ich komme zu spät! Versuchen Sie mal mit feuchten Packungen!“



Mozartiana.

Die Konzertzeit ist wieder einmal zu Ende. Eine kurze Rast, schon hier und da gestört von den Vorbereitungen für den nächsten Winter; keine Zeit zu wirklichem Besinnen, zu Rückschau und Aufstellung anderer als geschäftlicher Bilanzen. Es wird weiter gejagt: nach Gold und Ruhm. Wenigstens in den großen Metropolen. Obs nicht gut für die Menschheit wäre, ein Jahr lang einmal gar keine öffentliche Musikpflege zu haben, ein großes Reinmachen zu veranstalten und einen neuen Wirtschaftplan zu entwerfen? Gut wohl, aber — „nich zu machen“, sagen die Geschäftsmusiker. Dann sollte man aber wenigstens den Sommer dazu benutzen, das Erreichte und Geleistete zu wägen und den Kulturgedanken, denen im Winter von den Dornen und Disteln der Konzerte die Lebensluft genommen wird, wieder neue Nahrung zuzuführen.

Eine Kulturaufgabe bringt nicht jeder Winter. Der vorige brachte sie, brachte die Gelegenheit, sie in Angriff zu nehmen. Hätte man sie nur allgemein erkannt! Man feierte die hundertfünfzigste Wiederkehr des Kalendertages, an dem Mozart geboren wurde. Die Kulturaufgabe, die damit gegeben war, lautete: „Stellt fest, was Mozart geschichtlich war, was er noch ist, ob Ihr das rechte Verhältniß zu ihm und seiner Kunst habt, ob seine Kunst etwa gerade jetzt besonders kulturfähig ist. Zeigt in Euren Konzerten und Theatern das Wesentliche seiner Kunst in richtiger Wiedergabe!“

Jeder, der die Mozartfeiern und ihre Behandlung in der Presse verfolgt hat, weiß, daß diese Aufgabe nicht gelöst, daß sie nur von sehr Wenigen überhaupt erkannt und gestellt worden ist. Lösen können sie Einzelne ja überhaupt nicht; unser ganzes öffentliches Musikwesen hätte sich ihrer annehmen müssen; unsere ganze zerfahrene künstlerische Kultur hätte hier wenigstens für kurze Zeit einen Sammelpunkt gefunden, an dem sie ihre Kräfte erproben konnte. Sie hat versagt. Also muß der Einzelne für sich selbst sorgen und sich die Frage stellen: Was kann ich, wenn ich das Bedürfniß habe, meine eigene Kultur aus den wesentlichsten, den bleibenden Bestandtheilen alles Großen aller Zeiten aufzubauen, was kann ich für diese persönliche künstlerische Kultur aus dem Mozartjahr mitnehmen und mir erhalten? Gehört Mozart überhaupt zu den Musikern, deren Kunst auch heute noch nothwendiger Bestandtheil einer vollendeten musikalischen Kultur ist? Und wie eigne ich mir dann das Wesentliche seiner Kunst dauernd an?

Das Nothwendigste zur richtigen Beantwortung dieser Fragen ist Befreiung von aller traditionellen Unwahrheit, Auflösung aller landläufigen Redensarten in das Nichts, aus dem sie entstammen. Gerade das Mozart-Jubiläum hat den Tageschriftstellern wieder einmal Gelegenheit gegeben, diese wohlklingenden Phrasen alle schön blank zu putzen und durch ein Feuer-

werk von Schlagwörtern das Festobjekt in einem billigen Feiertagsglanz erstrahlen zu lassen. Wie viel Lüge und Heuchelei in dieser Bethimmelnung war, wird Jeder merken, der etwa ein Duzend dieser Festartikel hinter einander liest. Und wie wenig bei all den Feiern eigentlich für Mozart geschehen ist, spürt Jeder, der die Programme der Konzerte und Theateraufführungen mit kritischem Blick mustert. Ich möchte nicht wissen, wie oft in den Artikeln zur Mozartfeier von der Ouverture zu „Don Juan“ als dem unsterblichen Meisterwerk die Rede war, einer Ouverture, die Niemand spielen würde, wenn sie nicht von Mozart wäre; werthvollere Musik von Zeitgenossen und Vorgängern Mozarts wird ja nicht mehr gespielt. Gerade der Don Juan, an dem sich von je her die Begeisterungswuth der deutschen Schönredner ausgelassen hat, fördert durch die Vergleiche mit Faust und durch alles mögliche Weltanschauungsgerede einen so riesengroßen Haufen unklarer Phrasen und sinnloser Ergüsse der Kritikergemüther zu Tage, daß weder vom eigentlichen Sinn des mozartischen Werkes noch von seinen Schönheiten und Fehlern ein richtiges Wort übrig bleibt.

Da ist nun zunächst einmal nüchterne Besinnung geboten. Versucht ist sie auch worden und in einzelnen Fällen wohl gleich so weit getrieben, daß man überhaupt mit modernistischen Redensarten die Zeit Mozarts für überwunden, alle Feier für unnöthig, die Werke für abgethan erklärte. Bei der mangelhaften geschichtlichen Bildung sehr vieler Musiker, bei dem Sport, den heutzutage Alle, die Etwas gelten wollen, mit dem Kultus des Lebendigen, mit dem Lob des Fortschrittes treiben, wäre nicht zu verwundern, wenn solche Stimmen ernstlich gegen Mozarts Weiterleben protestirten. Solchen Leuten ist nicht zu helfen. Wer aus seiner engen modernistischen Haut nicht herauskann und in der Kunst und im Leben nur für Das Verständniß hat, was gleich ihm auf dem zweifelhaften Boden der gemischten Gefühle unserer Zeit erwachsen ist, Der mag in seinem engen Bezirk weiter weiden. Wer dagegen durch das Versenken in das geistige Leben anderer Zeiten seine eigenen Kräfte wachsen und groß werden fühlt, wer zur Herstellung seines inneren Gleichgewichtes, zur Ergänzung und Bereicherung seiner immerhin — und sei er noch so groß — engen Natur Das braucht, was die Größten aller Zeiten innerlich erlebt haben, Der wird mit mildem Lächeln Leute bedauern, die Mozart und alle alte Musik in die Schränke der Bibliothekare und einzelner schrullenreicher amateurs verweisen.

Kunstgenuß ist im Tiefsten und Legten doch nichts als Menschengenuß, richtiger ausgedrückt: Freude am Reichthum der Kunst ist Freude am Reichthum der Menschennatur, Leben in einem Kunstwerk ist Zusammenleben mit seinem Schöpfer. Ob Der heute lebt oder vor vierhundert Jahren gelebt hat, ist gleichgiltig. Hat er wirklich gelebt, auf den Höhen oder in den Tiefen des

Lebens, war er ein Großer, so lebt sich besser mit ihm als mit den Hunderttausenden von heutzutage. Darauf aber kommts an, selbst lebendig genug zu sein, um dies Leben erfassen zu können, die Organe zu haben, dies Leben sich einzuverleiben, die Ausdauer, die Fähigkeit, mit diesem Geist zu ringen, bis er sich ergibt und erschließt.

Alles wirkliche Leben für die Kunst beruht auf dieser Fähigkeit. Alles Andere ist nur Mode, Geschwäg, Schein, Lüge. Und aller Kunst gegenüber fragt sich nur das Eine: Lohnt sich die Arbeit des Eindringens? Ist sie selbst Wahrheit oder Lüge? Ist sie das Erlebnis eines Menschen oder das Fabrikat eines Faiseurs, eines Friseurs? Sobald sie Erlebnis ist, kanns gleichgiltig sein, ob seitdem vierhundert Jahre oder drei Tage vergangen sind. Was in der Kunst wirklich gelebt hat (es ist ja nicht so viel, wie es scheint), ist unsterblich.

Und Mozart hat gelebt. Als Mensch und als Künstler, als Persönlichkeit, die ihre besondere Natur nur in dieser Weise ausleben konnte.

Vom Menschen auszugehen, um zu dem innersten Wesen eines Künstlers zu gelangen, ist wohl der beste, der sicherste Weg. Leider aber noch immer ein wenig begangener, ja, fast scheint's, ängstlich gemiedener. Wie könnten sonst die wichtigsten Dokumente für das Studium des Menschen Mozart so wenig gekannt sein? In allen Opern-, Konzert- und Familienhäusern ist der Name Mozart zu Haus, ein halbes Hundert Schlagwörter voll bewundernder Begeisterung ist in der Presse, bei den Fachmusikern und Dilettanten in täglichem Gebrauch: und ein Buch wie Mozarts Briefe, nach den Originalen herausgegeben von Ludwig Kuhl (bei Breitkopf & Härtel), hats glücklich auf die zweite Auflage gebracht, die im Jahre 1877, also vor fast dreißig Jahren, erschienen ist. Man ist zunächst erstaunt, wenn mans beim Buchhändler bestellt hat und dann auf altmodischem Papier, das den dumpfigen Geruch eines gut abgelagerten Bibliothekenhüters hat, diese 450 Seiten lebendiger Worte eines unserer angebetetsten Musiker bekommt. So kennen die Deutschen Das, was sie „unseren Mozart“ nennen! Nimmt man zu diesen Briefen die kleine Sammlung Schriftstücke, die Gustav Nottebohm unter dem Titel „Mozartiana“ bei Breitkopf & Härtel herausgegeben hat, so hat man die wichtigsten authentischen Grundlagen zur Kenntniß des Menschen Mozart. Die Lecture der Briefe, die mit unmittelbarster Frische das innere Empfinden und äußere Erleben Mozarts wiedergeben, gehört auch für die Menschen, die nicht den Wunsch haben, den Menschen und Künstler Mozart ganz zu erfassen, zu den erlesensten Genüssen. Vielleicht verhilft diese Andeutung doch noch manchem Musikfreund, der bisher achlos an den Briefen vorübergegangen ist, zu dieser Bereicherung seiner Mozartkenntniß.

Den Menschen Mozart, der uns aus diesen Briefen entgegentritt, kann man wohl kaum besser charakterisiren, als es seine Schwester gethan hat: „So lange die Musik dauerte, war er ganz Musik; sobald sie geendet, sah man wieder das Kind. Außer der Musik war und blieb er fast immer ein Kind.“

Das Wesentliche der geistigen Natur des Kindes ist das Vorherrschende der Phantasie, der Einbildungskraft, das Charakteristische in seinem Verhalten zur Außenwelt das Messen aller Dinge an der eigenen Natur, das Beurtheilen nach dem eigenen, naiven Wesen, der Mangel an nüchternen, verstandesmäßiger Kritik, das impulsive Nachgeben, wenn das warm und unbefangene fühlende Herz sich regt. Für all diese Aeußerungen kindlichen Wesens findet man in Mozarts Briefen eine Menge Belege. Sein ganzes Verhältniß zu seinem Vater, seine Art, Feinde und Freunde zu beurtheilen, seine Heirath daneben als minder wichtig, doch ungemein charakteristisch, die Tonart der Briefe an die Schwester und an das Bäsle: Alles ruht auf diesem Grundzug seines Wesens. Das schließt nicht in sich, daß Mozarts Natur die Tiefen fehlten. Das schließt nicht Ernst und Größe aus. Auch Kindergedanken gehen oft an die höchsten Fragen heran, auch Kinderherzen fühlen nicht nur zart, sondern auch mit aller Kraft. Doch immer kindlich, immer intuitiv, fast ohne Reflexion, mit der Phantasie, als Künstler.

Ein Kinderspiel war darum das Leben Mozarts nicht. Aeußere wie innere Noth nahen ihm oft genug. Aber er suchte ihnen zu begegnen mit der reinen Offenherzigkeit seines Wesens, mit dem Kinderglauben seiner Phantasie. Viele Mißerfolge hat er wohl diesem Mangel an Weltklugheit zu danken gehabt, der seinen Raidern und Feinden willkommene Gelegenheit zu Verdächtigungen und Intriguen gab. „Ich schäme mich ordentlich“, schreibt er einmal, „mich zu vertheidigen, wenn ich mich falsch angeklagt sehe; ich denke mir immer: die Wahrheit kommt doch an den Tag.“ Der Abscheu vor aller Heuchelei und Unwahrheit, der der Unbefangtheit einer Kindernatur so eigenthümlich ist, der fast instinktmäßige Ekel vor Gemeinheit und Niedertracht blieb Mozart während seines ganzen Lebens eigen. Da erwachte bei ihm das Selbstbewußtsein, das Gefühl des eigenen Werthes und mit der ganzen Festigkeit des in seiner Reinheit verlegten Kindergemüthes wehrte er sich gegen Eingriffe in die Sphäre seiner Persönlichkeit. Unter den verschiedenen Fällen, die hier zu erwähnen wären, ist der berühmteste der Konflikt mit dem Erzbischof von Salzburg. Aber nicht nur vor einzelnen Persönlichkeiten, die seiner Künstlernatur zu nah traten, hatte Mozart einen unüberwindlichen Abscheu, nicht nur seinen Vorgesetzten gegenüber betonte er das Recht, als Künstler und Mensch, nicht aber als Bedientenseele behandelt zu werden, sondern auch ganz im Allgemeinen hielt er sich fest auf dem Standpunkt des *Odi profanum vulgus et arceo* und war sich seiner Ausnahmestellung als Genie bewußt. „Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz zum Empfinden und nur ein Wenig von der Musik verstünden! Aber so bin ich unter lauter Vieher und Bestien!“ „Das, was mich an Salzburg degoutirt, ist, daß man mit den Leuten keinen rechten Umgang haben kann

und daß die Musik nicht besser angesehen ist und daß der Erzbischof nicht geschickten Leuten, die gereiset sind, glaubt. Ein Mensch von mittelmäßigem Talent bleibt immer mittelmäßig, er mag reisen oder nicht; aber ein Mensch von superieurem Talent (welches ich mir selbst, ohne gottlos zu sein, nicht absprechen kann) wird schlecht, wenn er immer in dem nämlichen Ort bleibt.“ „Will mich Deutschland, mein geliebtes Vaterland, worauf ich stolz bin, nicht aufnehmen, so muß in Gottes Namen Frankreich oder England um einen geschickten Deutschen mehr reich werden, und Das zur Schande der deutschen Nation.“ „Fürst Kauniz sagte jüngsthin zum Erzherzog Maximilian, als die Rede von mir war, daß solche Leute nur alle hundert Jahre auf die Welt kämen, und solche Leute müsse man nicht aus Deutschland treiben, besonders, wenn man so glücklich ist, sie wirklich in der Residenzstadt zu besitzen.“

Man merkt aus diesen und ähnlichen Worten der Briefe, wie Mozart als direkter Vorläufer Beethovens den Werth der Persönlichkeit für die Stellung und das Schaffen des Künstlers fühlte, wie er sich bewußt war, als Herrscher im Reich der Kunst durchaus Denen ebenbürtig zu sein, die die Kronen der Erde tragen. Für die Entwicklung der künstlerischen Kultur ist diese Thatfache außerordentlich bedeutsam. Um diese Entwicklung herbeizuführen, bedurfte es freilich solcher Naturen, die, wie Mozart und Beethoven, nicht nur Musiker waren, sondern künstlerisch ganz hochstehende Menschen. „Das Herz adelt den Menschen; und wenn ich schon kein Graf bin, so habe ich vielleicht mehr Ehre im Leib als mancher Graf. Und, Hausknecht oder Graf, sobald er mich beschimpft, so ist er ein Hundsjut.“ „Der Obersthofmeister darf mir in Musiksachen, Alles, was die Musik betrifft, nichts zu sagen haben, denn ein Kavalier kann keinen Kapellmeister abgeben, aber ein Kapellmeister wohl einen Kavalier!“ „Ich bin ein Komponist und bin zu einem Kapellmeister geboren, ich darf und kann mein Talent im Komponiren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat (ich darf ohne Hochmuth so sagen, denn ich fühle es nun mehr als jemals), nicht so vergraben.“ Solche Worte sind bei Mozart fast immer durch den Widerstand gegen feindliche Elemente veranlaßt, nie Ausfluß übermüthigen Selbstbewußtseins. Wie dem Kind, genügt ihm an sich, in Ruhe gelassen zu werden, sich auf seine Art ausleben zu können.

Auch sein Verhältniß zur Gottheit ist völlig bestimmt durch den hier betonten Grundzug seines Wesens. Naive, kindlich gläubige Frömmigkeit, Gottoertrauen ohne Zweifel an Dem, was die Kirche lehrt, ist das Wesen seiner Religion. Selbst als später unter dem Druck der äußeren Nöthe, die ihm das Leben reichlich bescherte, seine Gedanken oft ernstere Richtungen nahmen, blieb seiner Weltanschauung diese kindlich zuversichtliche Milde eigen. „Da der Tod (genau zu nehmen) der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des

Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes. Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bett, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den anderen Tag nicht mehr sein werde, und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch oder traurig wäre.“

Wirklich brechen konnte den kindlichen Optimismus Mozarts eben doch auch all die Noth nicht, mit der er während seiner letzten Lebensjahre zu kämpfen hatte; als die Kraft dieser Empfindung zu Ende war, war auch die des Lebens dahin. Man wird nicht leugnen können, daß an dieser Noth seine Weltunterjahreheit, vor allen Dingen aber seine Heirath viel Schuld trug. Bei einer einheitlichen Persönlichkeit wie der Mozarts mußten auch seine Gedanken über das Heirathen und seine Ehe selbst ihre Grundfarbe von dem optimistischen Idealismus bekommen, den er seiner Kindernatur verdankte. Schon 1778 schreibt er über die Verheirathung eines Bekannten: „Das ist halt wiederum eine Geldheirath, sonst weiter nichts. So möchte ich nicht heirathen; ich will meine Frau glücklich machen und nicht mein Glück durch sie machen. Drum will ichs auch bleiben lassen und meine goldene Freiheit genießen, bis ich so gut stehe, daß ich Weib und Kinder ernähren kann. Noble Leute müssen nie nach Gusto und Liebe heirathen, sondern nur aus Interesse und allerhand Nebenabsichten; es stünde auch solchen hohen Personen gar nicht gut, wenn sie ihre Frau etwa noch liebten, nachdem sie schon ihre Schuldigkeit gethan und ihnen einen plumpen Majoratserben zur Welt gebracht hat. Aber wir arme gemeine Leute, wir müssen nicht allein eine Frau nehmen, die wir und die uns liebt, sondern wir dürfen, können und wollen so eine nehmen, weil wir nicht nobel, nicht hochgeboren und adelig und nicht reich sind, wohl aber niedrig, schlecht und arm, folglich keine reiche Frau brauchen, weil unser Reichthum nur mit uns ausstirbt, denn wir haben ihn im Kopf. Und diesen kann uns kein Mensch nehmen, ausgenommen, man hauete uns den Kopf ab, und dann brauchen wir nichts mehr.“ Solche Gedanken über Liebe und Ehe leiteten ihn denn auch, als er sich zu der Ehe entschloß, die er im August 1782 mit Konstanze Weber einging. Man darf diese Ehe nicht zu Dem machen, als was sie gemüthvolle deutsche Schriftsteller gern schildern. Mozart stand nicht nur künstlerisch, sondern auch menschlich hoch über seiner Frau und bewährte auch in dieser wichtigsten Angelegenheit seines äußeren Lebens seinen den nüchternen Realitäten des Daseins nicht gewachsenen Idealismus. Liest man die folgenden Zeilen, mit denen er seinem Vater den Entschluß zu seiner Heirath mittheilt, so wird man, besonders wenn man an die Auffassung der

Zeit, an Mozarts Reisen und Aufenthalt in Paris denkt, in diesem Briefe eines fast sechsundzwanzigjährigen Künstlers an seinen Vater eine besondere Stütze der Ansicht erkennen, daß der Grundzug im geistigen Wesen Mozarts ausgesprochen naive Kindlichkeit war. Er schreibt: „Ich habe Ihnen, liebster, bester Vater, meine Absicht, zu heirathen, entdecken müssen; nun erlauben Sie auch, daß ich Ihnen meine Ursachen, und zwar sehr gegründete Ursachen, entdecke. Die Natur spricht in mir so laut wie in jedem Anderen und vielleicht lauter als in manchem großen, starken Lämmel. Ich kann unmöglich so leben wie die meisten dormaligen jungen Leute. Erstens habe ich zu viel Religion, zweitens zu viel Liebe des Nächsten und zu ehrliebe Gesinnungen, als daß ich ein unschuldiges Mädchen anführen könnte, und drittens zu viel Grauen und Ekel, Scham und Furcht vor den Krankheiten und zu viel Liebe zu meiner Gesundheit, als daß ich mich mit Huren herumalgen könnte. Dahero kann ich auch schwören, daß ich noch mit keiner Frauensperson auf diese Art Etwas zu thun gehabt habe. Denn wenn es geschehen wäre, so würde ich es Ihnen auch nicht verhehlen, denn Fehlen ist doch immer dem Menschen natürlich genug und einmal zu fehlen wäre auch nur bloße Schwachheit, — obwohl ich mir nicht zu versprechen getraute, daß ich es bei einmal Fehlen bewenden lassen würde, wenn ich in diesem Punkte einmal fehlte. Darauf aber kann ich leben und sterben. Ich weiß wohl, daß diese Ursache, (so stark sie immer ist), doch nicht erheblich genug dazu ist; mein Temperament aber, welches mehr zum ruhigen und häuslichen Leben als zum Lärmen geneigt ist, kann mir nichts nöthiger denken als eine Frau. . . Ich bin auch ganz überzeugt, daß ich mit einer Frau (mit dem nämlichen Einkommen, das ich allein habe) besser auskommen werde als so.“ Und so gehts weiter voll Welt- und Menschenkenntniß, kindlich vertrauensvoll. Und anders lams! Denn gerade Das, worin Wolfgang selbst nicht groß zu sein eingesteht, das Wirthschaftliche, war Konstanzes starke Seite nicht. Und auch sonst war Manches anders, als es der idealgläubige Künstler sich gedacht hatte. Seine Verheirathung brachte ihm wirthschaftliche Röhthe, die sich immer mehr steigerten. Das Leben, das in Glanz und Herrlichkeit angefangen hatte, wurde immer düsterer. Dem Wunderkinde, das vor den Ersten der Welt im ganzen musikalischen Europa Triumphe gefeiert hatte, mußte ein gütiger Vogenbruder immer wieder aus der kläglichsten Geldnoth helfen.

Diese materielle Bedrängniß ist gern und besonders in der neusten Zeit wieder reichlich ausgenutzt worden zu Klage Liedern über das traurige Loß der Genies, denen man mit Lantienen aushelfen müsse. Von Lantienen haben aber leider meist nur Die Etwas, die entweder leicht und oberflächlich und modedienerisch sind oder die besonderen Instinkt für die geschäftliche Verwerthung ihrer Produkte haben. Beides war Mozart nicht gegeben. Vor

Weidem bewahrte ihn sein Künstler-, sein Kindersinn. An der Noth des Genies ist nicht nur die böse Welt schuld, sondern zum guten Theil auch das Genie selbst. Wollten wir aber wirklich lieber, Mozart wäre weltklug gewesen und hätte sich auf die Ausschachtung seiner Produkte verstanden, hätte dafür aber die innerste Seele seiner Kunst geopfert, oder wollen wir ihm danken, daß er seine Phantasie unberührt von der Noth des Alltags erhielt, wenn ihn diese Noth dann auch früher der Erde entriß? Was nützt uns ein fünfzigjähriger Mozart, der in Amt und Würden brav für Frau und Kinder komponirte und mit Mannesklugheit seine Habe mehrte? Auch Mozart empfand, daß seine Kunst andere äußere Werthung verlangte, als sie ihm zu Theil ward. Aber auf sein künstlerisches Schaffen hatte Das keinen Einfluß. Seine Kunst dankte lediglich seinem inneren Leben, nicht äußeren Ereignissen ihr Dasein.

Dieses Verhältniß von Kunst und Leben muthet in unsern Tagen eigenthümlich an. Beethoven machte seine Töne zum Bekenntniß seines Innenlebens, zum Ausdruck seiner Lebens- und Weltanschauung. Seitdem spult der Gedanke in den Köpfen der Musiker, daß sie in ihrer Musik von sich reden, Chroniken ihres Lebens schreiben müßten. Das geniale Mißverständnis eines Berlioz, der eine Menge äußere Erlebnisse an die Stelle Dessen setzte, was Beethovens Musik ausdrücken sollte, machte Schule; viele Londichter konnten frei nach Heine singen und singen noch heute: „Aus meinen kleinen Schmerzen mach' ich die großen Lieder.“ Diese Entwicklung war nothwendig und hat neben vielem Schlechten auch manches Gute gebracht. Vielen Kritikern hat sie aber das Verständniß für eine andere Art Kunst geraubt, für Musik, die nicht mit besonderem Behagen im Leben stecken bleibt, um darüber zu klagen oder zu philosophiren, sondern die sich und den Hörer davon befreit.

Von dieser Art ist die Musik Mozarts. Diese Kunst vergißt absichtlich das Leben, sucht, befreit von seiner Noth, Regionen, in denen sich glücklich sein läßt, verdichtet nicht Erlebtes, sondern will Erdichtetes lebendig machen. Phantasie heißt ihre Mutter. „So lange die Musik dauerte, war er ganz Musik.“ Ganz Phantasie. Damit ist das Wesen der Musik Mozarts, der eigentlichsten mozartischen Musik wohl am Einfachsten und Klarsten gezeichnet. Dichten kann solche Musik nur eine Natur, deren Wesen dem des Kindes verwandt ist. So ist diese Musik, genau wie die Beethovens, Ausdruck einer ganz bestimmten Individualität, Gewächs eines ganz bestimmten Kulturbodens, wenn sie auch gerade von diesem Boden gelöst erscheint wie eine Blume, die, an lustiger Rankle schwebend, nichts von dem Zusammenhang mit den Wurzeln zu wissen und zu verrathen scheint, die ihr doch Nahrung zuführen.

Mozart ist neben Schubert der vollendete Typus dieser seltenen, jetzt fast unmöglich erscheinenden Künstlernaturen, deren Kunst, unabhängig von äußeren Zufälligkeiten ihres Lebens, aus dem überreichen, göttlichen Vermögen ihrer Phantasie immer neues Leben schöpft.

Anwendbar ist dieses Urtheil über Mozarts Musik natürlich nur auf diejenigen seiner Kunstwerke, denen dauerndes Leben innewohnt. Viel mehr als heutzutage schrieben in den Zeiten vor Beethoven selbst die größten Musiker eine Menge Noten, die gut waren, aber darum doch nicht Ewigkeitwerth hatten. Auch bei Mozart giebt es Spreu. Lassen wir endlich die kritiklose Verhimmelung, die sich an geheiligte Begriffe nicht wagt, Thorheiten wie den Preis der Don Juan-Ouverture möglich macht, aber auch die Erkenntniß des wirklichen Werthes der echten Gaben Mozarts erschwert.

Das, was Mozart groß gemacht hat, war seine Fähigkeit, die Erde zu vergessen, mit einer immer neuen und immer reineren Kraft der Phantasie Bilder zur Wirklichkeit umzuschaffen, die nur sein Künstlerauge sah, ganz in Musik auf- und unterzugehen. Das, was ihm dabei von außen her als Hilfe zukam, Das, was er als Grundlage vorfand, war eine Kunst, die im Wesentlichen auf italienischer Grundlage ruhte, also mit ihrem Grundcharakter seinem eigenen Naturell außerordentlich entgegenkam. Ohne die italienische, speziell neapolitanische Kunstentwicklung ist Mozart undenkbar. Man muß Das den Deutschen, die sehr gern geringschätzig beurtheilen, was sie in der Musik dem Ausland verdanken, besonders deutlich sagen, zumal jetzt, wo durch eine Modebewegung, durch die der ernste Kultus baltischer Kunst in Parteidienst und Sport ausarten kann, die Sicherheit verschiedener kunstgeschichtlicher Werthurtheile bedroht erscheint. Das Italienische in der Kunst Mozarts beruht nicht nur auf den Zeitumständen, sondern auch auf einer tiefen Wesensverwandtschaft. Es verliert sich auch in seinen letzten Werken nicht.

Um einen Ueberblick über Mozarts Schaffen zu gewinnen, um seine Entwicklung verfolgen zu können, bedarf der Musikfreund eines Buches, dessen Reize sich ihm erst bei längerem Gebrauch erschließen und das darum wohl zu selten in musikalischen Hausbibliotheken zu finden ist. Es ist das Chronologisch-Thematische Verzeichniß der Werke Mozarts von L. von Köchel, das in zweiter Auflage, vom Grafen Walderssee bearbeitet, bei Breitkopf & Härtel erschienen ist. Man verfolgt in dem Bande, der neben bibliographischen Angaben die Anfangsstafte jedes Stages und kurze Anmerkungen giebt, die Entwicklung von Mozarts Kunst in der bequemsten Weise: von den ersten Klavierstücken bis zum Requiem liegt die Arbeit von dreißig Lehr- und Meisterjahren — die Grenze ist schwer zu ziehen — vor uns, neben vielem Bekanntem klingen uns Töne entgegen, die man nie öffentlich hört und die doch mozartischen Geistes sind, neben werthlosen Versuchen die räthselhaft einfachen und doch so tiefen Klänge, an deren Lebenskraft ein Jahrhundert spurlos vorübergegangen ist. Und in Allem schließlich doch eine bestimmte Wesensart und, wenn auch ganz anders als bei Beethoven, eine Entwicklung.

Die Entwicklung ist nicht stetig; zwangen äußere Umstände zu einer

Arbeit, an der das Innerste des Künstlers nicht theilhaftig war, so finden wir auch in den letzten Lebensjahren Mozarts Musik, die er bereits innerlich überholt hatte. Die Entwicklung aber ist da und zeigt sich in der immer größeren Befreiung der Phantasie von den Fesseln der Erde und der Tradition, in dem immer größeren Reichthum an musikalischen Formen und Farben, in der immer gesteigerten Wärme und Ursprünglichkeit des musikalischen Ausdruckes.

Musikalischer Ausdruck war für Mozart wie für seine Vorgänger und Zeitgenossen am Leichtesten erreichbar in der Gesangsmusik. Die Werthschätzung der menschlichen Stimme und ihrer Schulung war in dieser Zeit nicht äußerliche Liebhaberei, sondern hatte ihren tiefsten Grund darin, daß man mit dem Gesang die eigentlichen musikalischen Wirkungen erreichte, daß man in ihm das Innenleben leichter und mannichfacher nach außen projiciren konnte als in der Instrumentalmusik. Diese wurde schließlich doch erst durch Beethoven gleichberechtigt. Trotzdem wäre es sinnlos, die Instrumentalmusik vor Beethoven lediglich als formale Musik zu bezeichnen. Damit kommt man bei Mozart so wenig zum Ziel wie nun gar bei Bach. Immerhin bewegt sich Mozarts Instrumentalmusik in einem Kreis von Ausdrucksmöglichkeiten, der enger ist als der seine Gesangsmusik umschließende.

Wir müssen bei Mozarts Instrumentalmusik, wenn wir feststellen wollen, worin der bleibende Werth seiner Kunst beruht und was jeder Kunstfreund sich als das auch für die Zukunft Bedeutungsvolle aneignen muß, zunächst scheiden zwischen Kammermusik und Orchesterwerken.

Es ist ungemein charakteristisch, daß von den Orchesterwerken die wenigsten sich dauernd in der öffentlichen und privaten Musikpflege behauptet haben. In ihnen spricht sich also offenbar Mozarts Wesen weniger unmittelbar aus; über sie ist die kunstgeschichtliche Entwicklung am Schnellsten hinausgegangen. Beethoven!

Mozart hat neunundvierzig Symphonien geschrieben. Ein halbes Duzend ist bekannt, drei sind berühmt, eine, die in G moll, darf man vielleicht mit beethovenschen Nasen messen. Wertwürdiger Weise hat man neben diesen wenigen Symphonien in den Konzerten und bei den Mozartfeiern fast immer nur die von den Theatern her bekannten Ouverturen gespielt und nur manchmal sich erinnert, daß Mozart auch noch andere Orchesterwerke geschrieben hat. Mit scheinen sie, die Divertimenti, Serenaden und Tänze, gerade besonders Charakteristisch für Mozarts Musikernatur und ich finde, daß man die Fülle von entzückender, lebensvoller Musik, die in ihnen steckt, viel mehr benutzen sollte. Mag man darauf hinweisen, daß in dieser Musik die letzten Spuren des Kokos, aber auch viele national-österreichische Elemente zu erkennen sind: das Wichtigste bleibt, daß sie thatsächlich Mozart ausgezeichnet lag, daß er in ihr seiner naiven Freude an Klang und Rhythmus unge-

hindert leben konnte. Diese Werke sind nicht nur gesättigt mit Wohlklang, sondern auch reich an den allerfeinsten Reizen oft seltsamer Instrumentation, vor allen Dingen aber voll sonniger Heiterkeit, kindlich unbesungen froh und klar. Sollte man sich ihrer nicht gerade jetzt erinnern? Brauchen wir das Alles nicht als Ergänzung der eigenen Kunst, damit der Ausgleich nicht fehle?

Ich bin überzeugt, daß die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit bald immer allgemeiner werden und daß man vor allen Dingen die absolute Unentbehrlichkeit der Kammer- oder, wie wir jetzt sagen, Hausmusik Mozarts für eine wirklich allgemeine, tiefe musikalische Kultur niemals verkennen wird. Das Verhältniß zu dieser Musik, zu den Quartetten, Klavier- und Violinsonaten, denen wir auch so und so viele Konzertsätze zufügen dürfen, ist ganz eigenthümlich. Die Jugend fühlt sich wohl dabei (die unverdorrene, nicht vom achten Lebensjahre an bereits an modernen Heroenkrieg gewöhnte); sie empfindet als selbstverständlich, was ihrer eigenen kindlichen Natur so nah verwandt ist. Die Sturm und Drangperiode der meisten Jünglinge führt wohl oft weit weg von dieser Kunst, verführt modernistische Schwächlinge wohl zu dauernder Geringschätzung; die Sehnsucht des Mannes, Alles, was im Leben und der Kunst echt und groß ist, zu verstehen und mit dem eigenen Wesen zu verschmelzen, dazu das Verlangen, von der Kunst über das Leben hinausgehoben zu werden, ruft aber früher oder später ein tiefes, warmes Gefühl für die jugendfrische, lebensfrohe Phantasie Mozarts in das Herz, ein Gefühl, das sich an der Schwelle des Lebens oft zu einem fast ausschließlichen Kultus dieser schlackenlosen Musik steigert. Ueberdenken wir diese Thatfachen mit Ruhe, so werden wir, auch ohne die absolute Verehrung dieser Richtung zu theilen, doch zugeben müssen, daß außer bei Schubert sich bei keinem Instrumentalkomponisten das Gefühl so rasch von allen Gedanken an die Erde löst wie bei Mozart und daß gerade seine Hausmusik den Reichthum seiner Phantasie, seiner Fähigkeit, Unwirkliches wirklich zu machen, immer aufs Neue beweist.

Und trotzdem ist er noch reicher, noch unerschöpflicher als Musiker, wenn er die menschliche Stimme zum Träger des musikalischen Ausdrucks machen kann. Mozarts ganze Gesangsmusik wird völlig verständlich nur dann, wenn man diese Liebe zur Gesangsstimme, dieses innerliche, halb sinnliche, halb geistige Erfassen ihrer Natur, den Instinkt für das Räthselhafte im Wesen der Menschenstimme völlig versteht. Dieses Verständniß ist heutzutage selten, die deutschen Komponisten haben es nur dann so gehabt wie die Italiener, wenn sie ihnen innerlich verwandt waren; auch die neuere Entwicklung der Musik war seiner Vertiefung nicht günstig. Mozarts Größe als Gesangskomponist ruht aber gerade auf diesem Verständniß. Auch wenn wir nicht Aussprüche von ihm hätten, die von seiner tiefen Liebe zur menschlichen Stimme zeugen, der eine Arie passen müßte wie ein für einen be-

stimmen Körper geschnittenes Kleid, so würde das eingehende Studium dieser Musik schon genügen, um diese Behauptung zu beweisen. „Ich darf nur Stimmen hören, o, so bin ich schon ganz außer mir.“ Es ist begreiflich, daß Mozart deshalb selbst sagen mußte: „Bei einer Oper muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein.“ Man muß Das trotz aller Bedeutung, die Mozart für die Entwicklung der deutschen musikalischen Bühnenkunst gewonnen hat, festhalten und verstehen lernen.

Mozarts Opern sind, wie jüngst Hermann Kretschmar nachgewiesen hat, in ihrem Verhältniß zur italienischen Oper der Zeitgenossen und Vorgänger selten richtig beurtheilt worden. Die italienische opera seria ist durch Mozart nicht vervollkommenet worden, sondern hatte einige bedeutendere Vertreter, die heutzutage nur von wenigen Kennern der Zeitgeschichte richtig gewürdigt werden. Mozarts Verdienste bestehen in der Vertiefung der opera buffa und des deutschen Singspiels. In seinen früheren Jahren war sein Ideal unbedingt die italienische Oper. „Das Opernschreiben steckt mir stark im Kopf, französisch lieber als deutsch, italienisch aber lieber als deutsch und französisch.“ Sein Entwicklungsgang machte diese Vorliebe völlig begreiflich. Mit italienischen Opern wurden die glänzendsten Triumphe gefeiert, die hervortagendsten Sänger waren in italienischen Opern thätig, der ganze Gesangstil war aus der italienischen Sprache herausgewachsen. Als dann die Veranlassung zu deutschen Werken, zur „Entführung“ und zuletzt zur „Zauberflöte“ kam, war der Gesang, die Musik natürlich auch hier die Hauptsache und die Grundform die selbe. Was diese Werke zu Wegweisern in die Zukunft machte, war das persönliche Element, der Phantasie Reichthum Mozarts. Man soll weder an diesen Werken noch etwa gar an „Don Juan“, dem Lieblingsobjekt kritischer Spekulant, sogenannte musikdramatische Elemente nachweisen wollen. Für Mozart bestand seiner eigenen Angabe nach der Werth eines guten Textbuches darin, daß es den Musiker nicht in seiner Freiheit hindere, klingende Musik zu schreiben, daß es ihm mit wirksamen Worten entgegenkomme. Daß seine Phantasie mehr geben konnte, sobald die Personen, die er singen lassen sollte, lebenswahre Gestalten waren, ist bei der Echtheit seiner Natur ganz selbstverständlich; aber daß seine musikalische Phantasie, weil sie sich über den Dichter selbstherrlich hinaus erhob, auch Schemen belebte: dafür finden wir genug Beispiele. Das Wichtigste ist bei Mozart eben doch die Musik; und von seinem Standpunkt aus völlig mit Recht. Und darum danken auch Die, denen Mozarts Opern stets von Neuem eine Art Jungbrunnen ist, die belebende und befreiende Wirkung auf den Geist den Reizen ihrer musikalischen Wunder. Es giebt Klüze, die in dem dramatisch ungeschickten Gefüge des „Don Juan“ eine Weltanschauung suchen und finden und von großen ethischen Werthen reden. Jedenfalls genießt dieses *dramma giocoso* mehr im Geiste Mozarts, wer moderne

ethisch-dramatische Probleme dabei nicht anrührt. „So lange die Musik dauerte, war er ganz Musik.“ Daran müssen wir immer festhalten, wenn wir uns mit Mozart beschäftigen. Und ist denn die Musik wirklich so etwas Schlechtes, daß Das eine Schande wäre? Giebt's denn außer der professionell gemachten Schulmusik des neunzehnten Jahrhunderts, die alles Nur-Musikalische so diskreditirt hat, nicht die Gabe des musikalischen Genies, ohne den Durchgang durch Vorstellungskreise Empfindungen des Menschen in Töne umzudichten und in dem Aufgehen in diesen Tönen sich eine neue, für den Künstler reale Welt zu erschaffen? Soll auch der Musikfreund diese Gabe verachten, weil sie durch die Menge phantasielofer Gegenwartsmusiker, denen sie fehlt, zur Deckung der eigenen Blöße in Verruf gebracht worden ist?

Mozart hat selten über Musik und Musiker spekulirt; er schuf: und damit gut. Immerhin sind ein paar Worte von ihm zu notiren, die auch für unsere Tage verblüffend wahr sind. Einmal schreibt er: „Das Mittel ding, das Wahre in allen Sachen kennt und schätzt man jetzt nimmer; um Beifall zu erhalten, muß man Sachen schreiben, die so verständlich sind, daß es ein Fiacre nachsingen könnte, oder so unverständlich, daß es ihnen, eben weil es kein vernünftiger Mensch verstehen kann, gerade eben deswegen gefällt!“ Bei anderer Gelegenheit sagt er: „Uebrigens mache ich keine Bekanntschaft, weder mit . . . noch mit anderen Komponisten; ich verstehe meine Sache und sie auch: und Das ist genug.“

Seine Sache verstand er. Geben wir uns Mühe, sie auch zu verstehen. Bei der Mozartfeier hat sich deutlich gezeigt, daß das wirkliche Verständniß, die Einsicht in den Kern seines Wesens, in das Außerordentliche seiner so eigenartigen Begabung, das Gefühl für den Kulturwerth seiner Kunst leider weder klar noch stark ist. Mit verschwommenen Redensarten und Tagesphrasen aber begegnet man am Allerwenigsten einer so offenen, reinen Kindernatur wie der Mozarts. Es wäre gut, wenn unsere Musikfreunde sich energisch darauf besinnen wollten, welchen Werth gerade heutzutage diese ursprüngliche, phantasivolle, echte Kunst als Gegengewicht gegen die Tageserzeugnisse hat, wenn man auch aus den vergessenen Schätzen mozartischer Musik besonders für das Haus wieder die hervorjuchte, in deren reinem Glanz wir die Regionen sich spiegeln sehen, in die Mozart sich mit dem Schwung seiner Phantasie emporhob, wenn ihn der Alltag niederdrückte. Wir müssen seine Musik, von den Sonaten bis zur Zaubersflöte, in vieler Hinsicht anders, innerlicher, ferner von aller Konvention, kurz: mozartischer hören lernen, wenn er uns Das sein soll, was er noch einer fernern Zukunft sein und bleiben wird.

Klopsche bei Dresden.

Hofkapellmeister Dr. Georg Goehler.



Glossen.

Krieg in Sicht?

Die Offiziösen behalten doch immer Recht. Kurz bevor der Kaiser seine Gloriedepesche nach Wien schickte, hatten sie eine „Aera der Beruhigung“ angekündigt. Diese Aera der Beruhigung hat nun wirklich, um im besten Thronredenstil zu sprechen, „Maß gegriffen“. Und Das beunruhigt mich so ernstlich, daß ich es für nöthig halte, *quieta movere* und im politischen Karpfenteich meine unveräußerlichen Hechtrechte geltend zu machen.

Die Beruhigung ist nämlich nur eine Folge unserer Vertrauensseligkeit; und deshalb ist sie gefährlich. „Freund, hier ist's Zeit, zu lärmeln!“ Die internationale Lage hat sich nicht im Geringsten zu unseren Gunsten verändert und ihre Signatur ist: „Krieg in Sicht“. Moltke leugnet es, aber Moltke ist der Nefte seines Onkels und dieser Onkel war groß im Schweigen; folglich brauche ich das Reden des Neffen nicht als Offenbarung zu betrachten. Sein Schweigen will ich stets verehren.

Gerade in der „Zukunft“ ist die internationale Situation so oft und eingehend besprochen worden, daß es Hummern zu Hüller tragen hieße, wenn ich sie noch einmal ausführlich erörtern wollte. Nur einige bedängstigende Symptome sind noch zu verzeichnen: die Gährung im Islam, die magyarische Erregung wider Deutschland und die allmählich schärfere Konturen gewinnende russisch-englische Annäherung. Ich nenne diese Symptome mit einiger Uebertreibung „bedängstigend“, weil viele auf Optimismus dressirte Journalisten alle Erscheinungen der Zeitgeschichte „beruhigend“ finden. Im Uebrigen weiß ich wohl, daß wir Deutsche nur Gott fürchten, „sonst nichts auf der Welt“. Schade, daß Bismarck dieses Wort gesprochen hat; es klingt, als ob ers Otto Ernst entwendet hätte.

Wir wissen, daß wir isolirt sind; wir wissen auch, warum wir es sind. Der Sackakkurs ist daran schuld. Dieser Kurs ist eine Folge des persönlichen Regiments. Wenn unsere auswärtige Politik nicht stiller und stabiler wird, gehen wir einer Katastrophe entgegen. Ein siegreicher Krieg würde diese Besetzung, nicht, vorwiegend, verdienen. In ein, unglücklicher, der monarchische, Gedanke würde überspannt werden. Wollen wir den Krieg vermeiden, so brauchen wir Minister, die Männer sind, und eine Volksvertretung, die die auswärtige Politik sorglich kontrollirt. Und selbst wenn diese charaktervollen Kapazitäten sich auf unseren Ruf einstellten, selbst wenn diese *chambre introuvable* sich finden ließe, ist es fraglich, ob es nicht schon zu spät ist. Jedenfalls giebt es kein besseres Mittel, den Krieg zu vermeiden, als dieses: mit ihm zu rechnen.

Ich glaube also, unsere gesammte innere Politik sollte unter dem Gesichtspunkt geleitet werden: readiness is all.

Siegen kann nur eine einheitlich empfindende Armee; deshalb muß der latente Zwiespalt, der zwischen dem Adeligen und dem Bürgerlichen im Offiziercorps besteht, ausgeglichen werden. Siegen kann der heutigen Feuerwirkung gegenüber nur das individuell ausgebildete Heer: also erkenne der Staat die Berechtigung des (wohltemperirten) Individualismus an. Siegen kann nur das Heer, in dem die Massen am Sieg interessiert sind: also gewähre man den Massen freiwillig, was man ihnen sonst über Kurz oder Lang gezwungen gewähren muß, ein volksthümliches Wahlrecht. Siegen kann nur das Heer, das im Frieden unausgesetzt den Ernstfall im Auge behält: also fort mit den „Mandovertableaux“ und mit der gesammten militärischen Theatralik.

Weiter. Viribus unitis ist die Losung. Also soll das Einigende, nicht das Trennende, gefördert werden. Man regire nicht kastenmäßig, sondern national; nicht liberal oder konservativ, sondern unionistisch. Man lasse die Juden Offiziere, Richter, Lehrer werden, wenn sie sich dazu eignen. Es ist thöricht, diese Elemente, die mit Genuß „staaterhaltend“ sind, ins radikale oder revolutionäre Lager zu drängen.

Krieg kostet Geld. Man stelle die Finanzen auf eine gesunde Basis. Das ist leichter gesagt als gethan. Wenigstens aber wollen wir den Wahn meiden, als sei der Eklektizismus des Herrn von Stengel und der Steuerkommission eine „Reform“ zu nennen.

Krieg will Vertrauen. Fürst und Volk, Volk und Heer, Parlament und Regierung müssen durch aufrichtiges Vertrauen mit einander verbunden sein. Also, bitte, keine Statsüberschreitungen, keine Brückfirungen, keine Vertuschungen! Nicht diesen hohen Ton, lieber Herr von Rheinbaben, der ja doch keinen täuscht, keinem imponirt. Keine Drohungen mitten im tiefsten Bürgerfrieden, keine Panik, keine Mobilisirungen!

Im Krieg dauert die diplomatische Thätigkeit fort; sie gewinnt noch an Bedeutung. Man schaffe eine leistungsfähige Diplomatie. Sie braucht frisches Blut, zunächst aus der bürgerlichen gentry. Heutzutage braucht man nicht neun Sacken zu haben, um als Diplomat Etwas zu leisten. Ein korrekter Handkuß und un bout de causerie ist auch Herrn Müller nicht unerreichbar. Und Herr Müller hat den Vorzug, daß seine Vorfahren den Kampf ums Dasein gekämpft haben. Neun Zehntel aller Verhandlungen gelten Bank-, Industrie- und Handelsinteressen.

Ich glaube, diese Andeutungen genügen. Sie zeigen, daß solche En vedetto-Politik nicht unfruchtbar sein würde. Bricht ein Krieg aus, so wird er uns gewaffnet finden; bleibt uns der Friede erhalten, so waren unsere Mühen doch nicht verloren.

Der Kaiser von Japan.

Das siegreiche Japan hat sich so rasch in den Vordergrund der zeitgeschichtlichen Bühne gedrängt, daß wir Europäer uns beeilen müssen, unsere Schulkenntnisse zu revidiren und uns besser über das Land zu unterrichten, das uns so lange nur bei flotter Operettenmusik als das Dorado zierlicher Theemädchen gezeigt wurde. In den letzten Jahren hat denn auch die Presse emsig ihre Aufklärungspflicht geübt und auch der Büchermarkt hat so manche bemerkenswerthe Erscheinung gebracht. Um so sonderbarer ist, daß wir über den Kaiser von Japan fast niemals Etwas lesen. Der Gedanke liegt nah, daß er weniger eine Persönlichkeit als ein Symbol sei, daß er zwar herrsche, aber nicht regire. Und doch wäre, nach englischem Zeugniß, diese Auffassung irrig. Der Kaiser von Japan ist „quelqu'un“ und die Verehrung, die seine Unterthanen ihm zollen, gilt nicht allein dem Enkel erhabener Ahnen, sondern auch dem guten Menschen und dem tüchtigen Fürsten.

Mutsu Hito, der hunderteinundzwanzigste Kaiser von Japan, wurde am dritten November 1852 zu Kyoto geboren und bestieg mit fünfzehn Jahren den Thron. Seit achtunddreißig Jahren trägt er nun die Krone und ist reicher an Erfahrungen und Erinnerungen als irgend ein anderer Herrscher; denn eine historische Entwicklung von Jahrhunderten ist in seiner Regierungszeit gleichsam condensirt. In dem vollen Machtbesitz und in den Traditionen einer als göttlich verehrten absoluten Monarchie erwuchs er und wurde dann, hierin dem Kaiser Franz Joseph ähnlich, ein konstitutioneller „Musterherrscher“. Aber er sank nicht etwa zu einer Marionette herab. Männer wie der Marschall Oyama, die Generale Kuroki und Nogi, der Admiral Togo schreiben ihre organisatorischen und strategischen Erfolge in erster Linie den Verdiensten des Kaisers zu. Kenner der japanischen Volksseele versichern, Das sei nicht eine höfische Phrase, sondern der Ausdruck aufrichtiger Ueberzeugung. Mißtrauen würde uns in die Irre führen: Japan ist nicht Deutschland. Die Monarchie trägt in Japan trotz der Modernisirung der Staatsformen einen patriarchalischen und theokratischen Charakter. Der Kaiser ist nicht nur der Vater seines Volkes, er verkörpert auch in sich die Wesenssumme seiner Ahnen und der Ahnencult läßt dem Japaner Monarchenverehrung und Gottesverehrung als identisch erscheinen. „Der Kaiser ist unser Vater“, sagte ein vornehmer Japaner zu Miß Hugh Fraser, die in der Mai-Nummer der Fortnightly Review über Japan plaudert, „aber er ist für uns auch ein Gott, und so lange wir ihm treu und gehorsam sind, erfüllen wir die Gebote unserer Religion.“ Dieser im tiefsten Grunde der Seele wurzelnde Monarchismus verleiht der Nation die Einheitlichkeit und Opfersähigkeit, die sich in ihren glänzenden Waffenthaten bekundet hat. Ein Volk, das noch so naiv und stark empfindet, noch so wenig von Skepsis ergriffen ist, wird jedem Gegner, jedem Schicksal gewachsen sein. Der im Innersten zerrissene Russe mußte unterliegen.

Der Kaiser, der durch ein peinliches Ceremoniell seinen Unterthanen gleichsam entrückt ist, weiß die Kluft zu überbrücken. Nach dem Krieg reiste er nach der entlegenen Provinz Jameto, der sein Geschlecht entstammt, um dort vor den uralten Altären von Jse Dankopfer darzubringen. In dem weltfernen Städtchen harrten die Honoratioren begierig des Besuches: wem würde die unermeßliche Ehre zu Theil werden, den Kaiser in seinem Hause aufnehmen zu dürfen? Alle wurden enttäuscht; der Kaiser wählte ein dürftiges Gebäude, das zwischen kleinen Läden liegt und von den Priestern zu gelegentlichen Andachtübungen benutzt wird. „Ich habe den Wunsch“, sagte er, „für diese wenigen Tage den Aermsten meiner Unterthanen nah zu sein“. Ein schlichtes Wort, das mir werthvoller scheint als die Eroberung einer Provinz; ein tiefes Wort, weil es die Entbehrung jedes hoch Stehenden kennzeichnet; ein erschreckendes Wort, aus dem die schaurige Einsamkeit der Gipfel spricht.

Der Kaiser (on n'est pas parfait) versucht sich auch in kleinen Gedichten; in einem von ihnen findet man einen schönen Gedanken, der den kriegerischen Geist des Volkes geläutert widerspiegelt. „Der Feind, der Dich schlägt, den schlage, um Deines Vaterlandes willen, mit aller Macht. Doch während Du ihn schlägst, vergiß nicht, ihn zu lieben!“ Bedürfte es noch eines Beweises, daß die Japaner ein uns ebenbürtiges, zu edelster Menschlichkeit berufenes Kulturvolk sind, so wäre er mit diesem einen herrlichen Satz gegeben.

Eduard Goldbeck.

Höchste Vorsicht ist den Fürsten beim Gebrauch spöttischer Redeformen geboten. Maßvoller Spott schmeichelt, weil er eine gewisse Familiarität ermöglicht. Reißender Spott aber ist den Fürsten weniger erlaubt als dem geringsten ihrer Unterthanen: denn nur ihr Biß ist immer tödlich. Noch ängstlicher müssen sie sich hüten, einen ihrer Unterthanen zu beleidigen. Verzeihung und Strafe gehört zu den Pflichten und Rechten ihres Amtes; nicht Beleidigung. Wenn sie einen Unterthanen beleidigen, behandeln sie ihn noch grausamer als der Moskowitz oder der Türke sein Volk. Deren Beleidigung erniedrigt, entehrt aber nicht. Wenn unsere Fürsten beleidigen, ist's Erniedrigung und Entehrung zugleich. Im Asiaten ist das Vorurtheil so mächtig, daß er noch in einem vom Fürsten ihm angethanen Unrecht den Ausfluß väterlicher Güte sieht. Wir denken anders. Wird uns ein solches Unrecht angethan, so gefällt sich der Empfindung des Schmerzes noch die Verzweiflung, es niemals abwaschen zu können. Die Fürsten müssen glücklich sein, Unterthanen zu haben, denen die Ehre mehr gilt als das Leben. Ehre und Tugend an sich zu ziehen und das persönliche Verdienst zu krönen: Das ist die Aufgabe des Fürsten. Die Herzen soll er gewinnen, nicht die Geister in Fesseln schlagen. Selbst der Niedrigsten Liebe muß ihn beglücken: auch sie sind Menschen. Das Volk fordert so wenige Zeichen freundlicher Beachtung, daß es billigt, sie ihm zu gewähren. (Montesquieu: De l'esprit des lois.)



Selbstanzeigen.

Gedichte. — Vorfrühling. Drama in fünf Akten. Bruno Cassirers Verlag.

In seinem Aufsatz „Größe und Zufall“ (im Februarheft 1906 dieser Zeitschrift) sagt Graf Hermann Keyserling: „Jeder Mensch erreicht Das, was in ihm liegt, was seine Anlagen ihm ermöglichen. Keuheres Mißgeschick, sofern es ihn lähmt, ist ja stets zugleich auch innerlich begründet; denn der Große wächst am Leiden und nur der Kleine unterliegt. Des Menschen Schicksal, wie immer es beschaffen sein mag, ist im tiefsten Grunde sein eigenes Werk.“ Nichts Anderes versucht meine Dyril in mannichfachen Natur- und Lebenssymbolen auszudrücken als diese Erkenntniß schwerer Leidenstage. Im gewöhnlichen Sinn vollkommen unschuldig an den Prüfungen, durch ein unverdientes Schicksal übervotheilt, von der Krankheit der Jugend beraubt, empfand ich und wußte ich zuletzt doch: Du bist selbst der regierende Wille. Dein tiefstes Wesen ist die Ursache all Deiner Noth.

Der Kampf ist darum nicht minder schwer, das Auf und Ab von Hoffnung und Verzweiflung nicht weniger lebhaft, wenn sich mehr und mehr das Selbst, der intelligible Charakter, als der Gegner enthüllt. Ich weiche zurück vor meinem Geschick, ich ironisire es, suche Erholung im Anblick verwandter oder gegensätzlicher Erscheinungen, in den eben so wechselnden Stimmungen der Natur, werde doppelt heftig bedrängt, vermähle mich ergeben dem Schmerz, bin dem Tod nah, raffe mich wieder auf an Lehre und Beispiel der Großen und erschau endlich mein Schicksal in seiner unterwürfigen Gestalt, erkenne endlich als meine Magd, die ich Gebieterin geglaubt hatte und die mir nun zuruft:

Ein Schatten, leidlos, pflichtlos willst Du sein?

Dich triebe Unvollendetes nach oben,

Denn selbst aus Lebenshaß und Lebenspein

Wird Leben und des Lebens Bild gewoben . . .

Die Mängel meines dramatischen Erstlings sind mir schärfer bewußt als die der Gedichte. Das kommt wohl daher, daß unter den Gedichten neben solchen von 1889 viele jüngeren und jüngsten Ursprunges sind und jeder Hoffnungsvolle stets im zuletzt Geschaffenen ein Besseres, einen Fortschritt sieht. Das Drama dagegen hat eine lange, traurige Entstehungsgeschichte. Immer wieder zwang mich die Krankheit, den skizzirenden Stift niederzulegen; bis es endlich im Sommer 1903 seinen Abschluß erhielt. Warum es ans Licht geben, wenn doch so manche Farben der fertigen Partien schon etwas eingeschlagen waren, als zuletzt die ersparfende Hand mit kühnerem, rascherem Pinsel die schon grundirten Gestalten des Schalk, des Johannes von Müller auftrug? Nun, wenn die übrigen mehr warm empfunden, als kräftig ausgeführt erscheinen sollten: dann um dieser Weiden willen; um nicht Lebende zu begraben. Am Meisten wird getabelt werden, daß fast den ganzen vierten Akt eine erst in ihm auftretende Person einnimmt, eben der Staatsmann und Historiker Johannes von Müller. Er wuchs während der Arbeit über seine menschliche Bedeutsamkeit hinaus zur Verkörperung all der Schwachheit, der Feigheit, der Zehsucht, der Verblendung vor Napoleons Glanz in jenen Jahren vor den großen Befreiungskriegen, wuchs zum Träger des ganzen winterlichen Beharrens und dumpfen Verzagens gegenüber den Mächten des noch ungeklärten, ja, unfroh und nicht immer zuversichtlich stürmenden, aber doch schon thätigen, schaffenden.

Vorfrühlings. Und Müllers seelischer Zusammenbruch muß dann, wie ein Beurtheiler fein und gut bemerkt hat, dem körperlichen Untergang der Vaterlandsfreunde vorausgehen, ihn zu mildern und zu einem dem nahenden Jenz dargebrachten Opfer zu adeln. Solche Versuche wie der ideal gewollte, aus großer Sehnsucht gewagte heilige Aufstand von 1809 sind doch niemals ganz vergebens gewesen. Vielleicht auch nicht für mich und meine Entwicklung der Versuch, ihn aus dem geschichtlichen Schlaf zu neuem Leben wecken.

Freiburg i. B.

U. Karolina Woerner.

Sieben Studien. Heinrich Jaffe, München.

„Von französischen Naturen in zu mannichfacher Weise verschieden, empfinde ich die Franzosen doch zugleich als meine Angehörigen und es schneidet mir oft ins Herz, wie gut ich sie kenne. Denn leider ist es ja noch immer keine Annäherung, wenn heute der Deutsch-Franzose (und der Französisch-Deutsche) sich für den allein Befugten hält, die Kluft zu messen, die zwei so große Nationen von einander scheidet, in der sie leben, wie die Sehnsucht, die sie zu einander zieht.“

„Für ihr Gefährtsleben finden Deutsche und Franzosen noch nicht den adäquaten Austausch. Denn wahrlich nicht der Geist der zwei Nationen ist es, der sie einanderhält. Der Idealismus, der geistige Ausblick des Deutschen ist vielmehr sein mächtigster Anziehungspunkt für den Franzosen. Frankreich hat sich mit Begeisterung deutscher Musik, mit Sehnsucht dem Einfluß Goethes zugewandt. Denn diese ‚wankelmüthigen‘ Leute stehen vor sich und vor der Welt als die nation généreuse. Und in der Anerkennung unserer eigenen Vorzüge zeigten sie ein Verständniß und eine rückhaltlose und geniale Großherzigkeit, vor der länger zurückzustehen uns weder zum Lob noch zum Ruhen erreichen könnte.“

Zwei Sätze habe ich auf gut Glück aus meinem Büchlein herausgegriffen; sie werden ungefähr einen Begriff von Dem geben, was die „Sieben Studien“ enthalten: Deutsch-Französisches von einem Menschen gesehen, dessen Vater deutsch, dessen Mutter französisch ist.

München.

Annette Kolb.

Ueber Robert Schumanns Krankheit. Karl Marhold, Halle a. S.

Bis vor kurzem habe ich geglaubt, Robert Schumann sei an progressiver Paralyse (der sogenannten Gehirnerweichung) gestorben. Denn die kurzen Neußerungen über seine Krankheit, die ich da und dort gelesen hatte, schienen sich nicht wohl anders deuten zu lassen. Zwar belehrt Einen schon das Anhören schumannischer Musikstücke darüber, daß der Komponist ein sehr nervöser Mensch gewesen ist; aber schließlich kann ein Nervöser eben so gut der Paralyse anheim fallen wie ein Anderer. Vor einigen Monaten bekam ich zufällig das Buch von Sigmann Ueber Klara Schumann in die Hände und bei dem Lesen der dort abgedruckten Briefe und Tagebuchstücke sagte ich mir: Dahinter muß noch Etwas stecken. Ich ließ mir die Schumann-Literatur kommen und gelangte bald zu der Auffassung, die in dem kleinen Buch ausgesprochen ist. Zunächst ist die Sache für den Fachmann interessant. Ist es möglich, rückblickend, auf Grund der Literatur, eine psychiatrische Differentialdiagnose zu machen? Ueber das Ergebnis bedeutet doch mehr.

An Paralyse kann bei uns schließlich Jeder erkranken, der sich die Hauptbedingung erwirbt, und für die Beziehung zwischen Seelenkrankheit und genialer Anlage läßt sich aus der Thatfache, daß ein genialer Mensch paralytisch wird, nicht viel entnehmen. Dagegen zeigt sich nun, daß Schumann von Jugend an seelenkrank war und daß diese Krankheit, die ihn schließlich vorzeitig ins Grab brachte, sozusagen das Gegenstück oder die Rückseite des Talentcs war. Wir sehen an einem ausgezeichneten Beispiel, daß das große Talent mit der Krankheit bezahlt wird. Da in diesem Sommer Schumanns Lobestag zum fünfzigsten Mal wiederkehrt, möge mein Gutachten als bescheidener Beitrag zur Gedächtnißfeier angesehen werden.

Leipzig.

Dr. Paul Julius Möbius.

Spanien. Eine Reiseerzählung. Zweite Auflage. Bruno Cassirer, Berlin.

Besser, als ich hoffen durfte, ist meine Reiseerzählung in Deutschland aufgenommen worden. Viele wohlwollende Kritiken sind aus dem Lande der Intelligenz gekommen. Meine Freude darüber und meinen Dank dafür möchte ich aussprechen. Die Uebersetzung hat mir gefallen; und wenn mich mal die Eitelkeit verleitet, in der deutschen Ausgabe meines „Spanien“ zu lesen, fällt mir gar nicht auf, daß ich es holländisch geschrieben habe. Daß die Arbeit mir in Deutschland so viele neue Freunde verschafft hat, ist das Angenehmste, was ich von ihr erhoffen konnte.

Amsterdam.

Josef Israëls.

Der König. Fünfte Auflage. Vita, Deutsches Verlagshaus.

Das Problem des modernen Herrschers, des modernen Menschen in seiner Eigenschaft als Monarch, hat mich schon seit zehn Jahren beschäftigt, ernsthafter und ausschließlicher, als die Hunderttausend, die „Könige“ in ihrer Weise gelesen haben und immer wieder Könige lesen möchten, sich zu glauben verfeifen. Ich schrieb damals eine Tragödie „Der Kaiser“, die, bei der Freien Bühne eingereicht, einige Theilnahme erweckte, von mir aber aus dem Druck zurückgezogen wurde. Dies Buch bedeutet wieder einen Versuch, dem großen Gegenstand näher zu kommen. Der junge Fürst, der als ein Zweifler und ein Laßender anfängt, endet als wirklicher König, als ein Handelnder und Erhalter, durch die eiserne Roth der Umstände in sein Amt hineingezwungen. Weil er unbeflecht und mit voller Wahrhaftigkeit vorgeht, muß er die Wirklichkeit annehmen; die Weltverneuerung bleibt der schöne Traum des Schwärmers und Dichters. Von Anfang an weiß Max Emanuel, der König, daß ihm die schwerere Aufgabe bevorsteht als seinem Freund und späteren Minister Sigo Torres. Dieser fällt, wie die Gracchen, die Girondinen, fielen; über seine Leiche weg, durch Verzicht und Schrecken, tritt der König auf seinen Platz, wo die Einsamen und die ganz Starken stehen, Lenker der Menschengeschichte, — die Herrscher. Ich möchte für das Buch Beachtung finden, weil es sich um ein wichtiges Problem handelt, vielleicht das bedeutsamste und verworrenste unserer Zeit, und für die Gestalt des jungen Fürsten, weil er ein Tapferer ist, menschliche und nachdenkliche Theilnahme werben. Für Leser, die nach Schlüsseln und Beziehungen suchen, einer besonders begnadeten Nase folgend überall Enthüllungen wittern, füge ich hinzu, daß Verolien auf der Landkarte nicht zu finden ist und daß die Verhältnisse und Begebenheiten dort ganz willkürlich aus dem Himmelblau (und deshalb nothwendiger Weise etwas schemenhaft) herausgebaut sind.

Hans von Kahlenberg.

Paragraph 314.

Hat iustitia et porsat mundus. Viele Richter denken noch immer so. Die Bedeutung, die das Wirthschaftsleben heutzutage gewonnen hat, zwingt beinahe Jeden, die wichtigsten Thatsachen des ökonomischen Betriebes etwas genauer kennen zu lernen. Der Richter, dem es an Fleiß, auch an Intelligenz im Allgemeinen doch nicht fehlt, weiß aber von der Oekonomie noch immer nicht viel und fragt selten lange, ob der Paragraph, den er anwendet, nicht wirthschaftliche Werthe vernichtet, deren Erhaltung nöthig war. Leicht ist für ihn ja nicht, sich im Labyrinth der Bilanzen zurechtzufinden. Da denkt er denn oft: „Wir wollen nicht ins Detail gehen und erparen uns am Leichtesten jede Blöße, wenn wir uns strikt an den Buchstaben des Gesetzes halten.“ Auf diesem Standpunkt steht selbst der höchste deutsche Gerichtshof gegenüber dem verächtigten Paragraphen 314 Absatz 1 des Handelsgesetzbuches, den auch die Autoritäten sehr verschieden auslegen und der, wie sich neulich wieder gezeigt hat, in all seiner bronzernen Festigkeit über jede Theorie triumphirt. Der Paragraph lautet: „Mitglieder des Vorstandes oder des Aufsichtsrathes oder Liquidatoren werden mit Gefängniß bis zu einem Jahr und zugleich mit Geldstrafe bis zu 20 000 Mark bestraft, wenn sie wissentlich in ihren Darstellungen, in ihren Uebersichten über den Vermögensstand der Gesellschaft oder in den in der Generalversammlung gehaltenen Vorträgen den Stand der Verhältnisse der Gesellschaft unwahr darstellen oder verschleiern.“ Die Anwendung dieses Grundsatzes auf die Bilanzen und Geschäftsberichte der Aktiengesellschaften hat bewiesen, wie gefährlich juristischer Formalismus wirthschaftlichen Werthen werden kann. Oft ist eben Verheimlichung nützlicher als Offenheit; der strassburger Jurist Rehm hat mit Recht gesagt, es könne Fälle geben, in denen die Verschleierung, sogar die Fälschung von Bilanzen und Geschäftsberichten erlaubt sei, weil die Veröffentlichung einer Thatsache der Aktiengesellschaft mehr schaden könne, als die Verheimlichung Denen zu nützen vermöchte, die Anspruch darauf hatten, die Thatsache zu erfahren. Mag sein, daß Rehm sich manchmal zu weit in Abstraktionen verirrt und den Boden der Wirklichkeit verlassen hat: deshalb wars aber doch nicht nöthig, ihn als den Erzfeind hinzustellen. Er hat jedenfalls das Verdienst, eindringlich darauf hingewiesen zu haben, daß es Zeit ist, da, wo es sich um die Frage der Offenheit im Aktienwesen handelt, eine strenge Grenzregulirung vorzunehmen. Wo ist heute denn die Grenzlinie, hinter der die Pflicht zur Aufrichtigkeit für die Aktiengesellschaft endet? Diese Frage muß endlich ohne Heuchelei geprüft und rüchhallos beantwortet werden. Mit der im § 314 HGB aufgestellten Forderung wollte der Gesetzgeber doch nicht die Gesellschaft schädigen, sondern nur die Aktionäre vor dem Schaden bewahren, den eine Bilanzverschleierung oder die Verheimlichung wichtiger Thatsachen im Geschäftsbericht ihnen bringen könnte. Daß die sogenannten Geschäftsgeheimnisse unter allen Umständen gewahrt bleiben müssen, ist klar; und das Gesetz überläßt dem Ermessen eines ordentlichen Geschäftsmannes, zu beurtheilen, welche Thatsachen im Interesse des Unternehmens geheim gehalten werden müssen. Wollte der Gesetzgeber die Grenzen genauer fixiren, so hätte er im Paragraphen 260 HGB nicht nur gesagt, neben Bilanz und Gewinn- und Verlustrechnung müsse ein „den Vermögensstand und die Verhältnisse der Gesellschaft entwickelnder

Bericht* den Aktionären in der Generalversammlung vorgelegt werden. Denn damit ist für den Inhalt des Berichtes der Verwaltung plein pouvoir gegeben.

Und nun vergleiche man mit dieser Weitherzigkeit des Gesetzes die Judikatur des Reichsgerichtes in den Fällen, wo es sich um Veruntreuungen handelte, die der Gesellschaft keinen irgendwie beträchtlichen materiellen Schaden gebracht hätten, deren Bekanntmachung ihr aber empfindlichen Nachtheil zugesügt hat. Gilt hier die Pflicht zu absoluter Offenheit, auch wenn damit den Aktionären nicht nur nicht genügt, sondern geradezu geschadet wird, oder darf die Verwaltung solche Vorgänge im Interesse der Gesellschaft verbergen? Das Reichsgericht fordert unbedingte Offenheit, selbst wenn das Unternehmen darüber zu Grunde geht. In einer Entscheidung aus neuester Zeit lesen wir: „Vorstand und Aufsichtsrath einer Aktiengesellschaft, die in dem der Generalversammlung zu erstattenden Bericht wissentlich eine Veruntreuung verschweigen, sind auch dann strafbar, wenn für die der Gesellschaft gegen den Veruntreuenden erwachsenen Ersatzansprüche Deckung vorlag. Auch der Umstand, daß eine derartige Mittheilung im Geschäftsbericht geeignet gewesen wäre, den Zusammenbruch der Gesellschaft herbeizuführen, berechtigt die Vorstandsmitglieder nicht zur Unterlassung der gebotenen Mittheilung.“ Diese an den Spruch eines Brutus erinnernde Strenge ist nun natürlich auch die Norm für die unteren Instanzen. Eine Gesellschaft hat die Hälfte ihres Grundkapitals verloren, weil der Aufsichtsrath die von einem Direktor begangene Unterschlagung nicht verheimlichen wollte, obwohl ein Verwandter sich bereit erklärt hatte, die defraudirte Summe auf Heller und Pfennig zu ersetzen. Direktion und Aufsichtsrath der Leipziger Wollkammerei kamen wegen Fälschung des Geschäftsberichtes auf die Anklagebank, weil sie nicht erwähnt hatten, daß bei Abgabe der Pachtung der Hamburger Wollkammerei ein Verlust von mehr als einer halben Million Mark entstanden sei, der von den Mitgliedern der Verwaltung aus eigenen Mitteln gedeckt worden war. Diese Thatfachen waren verborgen worden, um eine Panik zu vermeiden und um das Vertrauen von Kunden, Gläubigern und Aktionären nicht zu verlieren. War hier wirklich Offenheit Pflicht? Daß Hunderttausende unterschlagen worden sind, mußte vielleicht gesagt werden, weil diese Thatfache für die Beurtheilung der geschäftlichen Verhältnisse auch nach der Ersatzleistung noch erheblich ist. In dem leipziger Fall aber werden nur Schablonenmenschen vor der Antwort nicht zaudern. Hier wäre es doch wirklich leichtsinnig gewesen, das Unternehmen, das Vermögen der Aktionäre, vielleicht das Gedeihen der ganzen Branche zu gefährden, nur um einem Buchstaben des Gesetzes Reverenz zu erweisen.

Ein noch merkwürdigerer Fall. Ein Beamter einer mit 10 Millionen Mark Kapital arbeitenden Aktiengesellschaft hatte ganze 500 Mark aus Noth unterschlagen. Sein Gehalt entsprach weder den Anforderungen, die das Leben und die Erhaltung einer kleinen Familie erforderte, noch der Verantwortung und den Leistungen, die der ziemlich wichtige Posten verlangte. Die Unterschlagung wurde bekannt, für die 500 Mark fand sich Deckung und die Direktion wollte, angesichts der mildernenden Umstände des Falles, von einer Anzeige absehen. Ein Mitglied des Aufsichtsrathes benutzte aber den Beamten, der nun verhaftet wurde. Die Gesellschaft mußte die ganze Abtheilung ihres Geschäftes, die der Verhaftete geleitet hatte, aufgeben, weil sie keinen geeigneten Ersatzmann stellen konnte. Daraus ist der Gesellschaft natürlich ein Schade entstanden, der in gar keinem Verhältniß zu der Buzigkeit der ver-

untreuten Summe sieht; aber dem Aufsichtsrathsmitglied kann Niemand einen Vorwurf machen: der Denunziant hat ja nur gethan, was er nach der strengen Jubikatur der Gerichte thun mußte. Daß es sich um das Vergehen eines armen Teufels handelte, den die Noth zu einer unerlaubten Handlung trieb, macht den Vorgang nicht sympathischer. Traurig genug, daß in manchen Gesellschaften noch immer Löhne bezahlt werden, die geradezu auf den Weg der Untreue locken. Daß die Gelegenheit Diebe macht, ist alte Erfahrung. Doch dieses schlimme Kapitel, das von den Gehältern, wollen wir jetzt nicht aufblättern. Heute wollen wir nur fragen, ob „der Stand der Verhältnisse der Gesellschaft unwahr dargestellt oder verschleiert“ worden wäre, wenn die Aktionäre die Defraudation von 500 Mark nicht erfahren hätten. Ich würde antworten: Nein; selbst wenn für die unterschlagene Summe nicht sofort Deckung angeboten worden wäre. Kann Jemand im Ernst glauben, das Schicksal einer mit 10 Millionen Mark arbeitenden Aktiengesellschaft sei durch das Fehlen von 500 Mark irgendwie gefährdet? Wenn all die kleinen Malversationen, die in großen Unternehmen natürlich öfter und leichter vorkommen als im Grünkrämladen, angezeigt oder veröffentlicht werden sollen, muß beinahe jeder Geschäftsbericht einen besonderen Absatz darüber bringen. Wir wollen doch nicht gar so pharisäisch über diese Dinge urtheilen.

Für die Bilanz und die Gewinn- und Verlustrechnung ist die Pflicht zur Offenheit wichtiger als für den Geschäftsbericht, der ja nur eine Erläuterung zur Bilanz sein soll. Das Gesetz behandelt den Geschäftsbericht deshalb auch ziemlich kurz, sagt nichts von der Nothwendigkeit einer Veröffentlichung und überläßt den Verwaltungen Umfang, Form und Art der Berichterstattung. Die Bilanz muß so klar und durchsichtig sein, daß die Vermögenslage der Gesellschaft unzweideutig erkennbar ist; aber wenn zu den Generalunkosten von 100 000 Mark auch 500 Mark Ausgaben für deruntreute Gelder gehören, so braucht Das im erläuternden Geschäftsbericht nicht ausdrücklich gesagt zu werden. Die Höhe der Unkosten zeigt ja, wie die Verhältnisse liegen, und es ist nicht Sitte, die internen Ausgaben zu spezialisiren. Angehene Gesellschaften buchen ja sogar die Tantiemen auf das Konto der Geschäftsunkosten, obwohl gerade Tantiemen zu den Posten gehören, die gesondert werden müßten. Trotzdem ist diesen Gesellschaften noch nie Verschleierung vorgeworfen worden. Wie viele Geschäftsberichte geben denn „die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit“? Sehr wortreiche und scheinbar eingehende Berichte, die mit allen möglichen volkswirthschaftlichen Exkursen verziert sind, sagen oft weniger als Berichte von zehn Zeilen. Große Gesellschaften finden es manchmal unter ihrer Würde, eingehende Erläuterungen zur Bilanz und Angaben über die Geschäftslage zu veröffentlichen. Sie begnügen sich mit ein paar lakonischen Bemerkungen; die Presse rügt dann dieses Verfahren; aber noch Keinem ist eingefallen, solchen Berichten Verdöße gegen den § 314 HGB nachzusagen. Ein guter Geschäftsbericht muß Alles bringen, was zum Verständniß der Vermögensaufstellung nöthig ist. Seine Mittheilungen brauchen nicht über den Tag der Bilanzaufstellung hinauszugehen. Doch hat sich die löbliche Sitte herausgebildet, auch über den Verlauf des Geschäftes im neuen Jahr (bis zum Tage der Berichterstattung) Etwas zu sagen und Erläuterungen über den Geschäftsgang zu geben. Daß oft gefordert wird, die Gesellschaften sollten von ihren Kassenständen und Verpflichtungen nicht nur sagen, ob die einen sicher und die anderen sehr drängend sind, sondern auch jeden einzelnen Debitoren- und Kreditorenposten angeben, beweist, wie wenig Klarheit

über Umfang und Tragweite des Geschäftsgeheimnisses herrscht. Man kann zugeben, daß es im Aktienwesen noch vielfach an der wünschenswerthen Offenheit fehlt; recht oft aber werden an die Verwaltungorgane Forderungen gestellt, deren Erfüllung gegen die Pflicht zur Wahrung des Geschäftsgeheimnisses verstoßen und die Gesellschaft schädigen würde. Die Berichtspraxis wirkt hier aber nicht als gutes Beispiel.

Die Vorschrift der Paragraphen 38 und 40 HGB darf freilich nicht umgangen werden. Jede Gesellschaft muß ihren Vermögensstand nach den Grundsätzen ordentlicher Buchführung klar erkennbar machen; die Bilanz muß ganz unzweideutig zeigen, welche Vermögenswerthe und welche Schulden vorhanden sind. Gegen diese Vorschrift wird sehr oft gesündigt; und solche Sünde ist schlimmer als die Verheimlichung einer Defraudation von 500 Mark. Das Gesetz fordert Angabe von Vermögen und Schulden; allmählich ist aber die Usance entstanden, das Vermögen per Saldo anzugeben; Das heißt: nach Abzug der Schulden, die dann gar nicht mehr in unzweideutigen Ziffern vorgeführt werden. Für mein Urtheil über die Vermögenslage einer Gesellschaft ist aber wesentlich, ob mir nur die Forderungen nach Abzug der Verpflichtungen oder diese, nach Abzug der Debitoren, als Aktiva und Passiva der Bilanz vorgeführt werden oder ob ich genau weiß, wie das Verhältnis von Außenständen und Schulden am Ende des Jahres ist. Bei der Buchung von Debitoren und Kreditoren wird man das „Saldirungskunststück“ noch ziemlich selten finden; dagegen ist es bei Grundbesitz und Hypothekenschulden fast zur Regel geworden. Die Immobilien erscheinen nach Absehung der hypothekarischen Belastung in der Bilanz, während doch unter den Aktiven der Grundbesitz, unter den Passiven die Hypothekenschuld genannt werden sollte. Solche Buchung per Saldo ist schon deshalb zu tabeln, weil die Höhe der Belastung zeigen muß, ob das richtige Verhältnis zum Grundstückwerth gewahrt ist, ob die Gefahr besteht, daß für die Hypothekenschuld auch das übrige Vermögen der Gesellschaft herangezogen werden könnte, und wie hoch der Zinsaufwand speziell für die Hypotheken ist; denn wo diese nicht ausdrücklich angegeben sind, werden in der Gewinn- und Verlustrechnung auch die Hypothekenzinsen kaum besonders ersichtlich gemacht sein. Bei den Brauereien, die meist großen Grundbesitz haben, ist die Buchung per Saldo sehr beliebt; und gerade da ist sie, wegen der oft starken Belastung mit Hypothekenschulden, besonders zu rügen. Daß auch das Salbiren von Einnahmen und Ausgaben unzulässig ist, braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Hier ist nie verborgen worden, daß auch auf diesen Gebieten, wie auf so manchem anderen, vielleicht sogar noch mehr, gesündigt wird. Kann dagegen Wirkames gethan werden, so wollen wir uns freuen. Mit kleinlichen Tracasserien aber kommt man dem deutschen Aktienwesen, nachdem es zu solcher Größe und Kraft erwachsen ist, nicht mehr bei. Im Allgemeinen muß man annehmen, daß die Leute, denen die Verfügung über viele Millionen, oft aber Duzende, anvertraut ist, auch gewissenhaft genug sind, um selbst zu beurtheilen, in welchen Fällen Offenheit, in welchen Schweigen Pflicht ist. Erweisen sie sich als untauglich zu solcher Entscheidung, so soll man sie wegzagen. So lange sie auf ihrem verantwortlichen Posten sind, soll man sie nicht hicaniren und zufrieden sein, wenn sie klare Bilanzen vorlegen. Das ist die Hauptsache. Offenheit ist auch im Geschäftsleben eine schöne Sache. Nur muß man wissen, wo sie unter allen Umständen zu fordern, wo, weil höhere Interessen gegen sie sprechen, zu entbehren ist. Vadon.

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten
Constructions.
Strassenlocomotiven und
Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen praktischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vorzüglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten
per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2603 u 2623

Die Direktion.



Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.
für Lungenkranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

seitig vom herrlichen Kiefernwald der Lösnitz umschlossen

Goerz-Anschütz-Klapp-Camera „Ango“ mit Goerz-Doppel-Anastigmat.

Für
Fachleute
und
Amateure.



Für
Fachleute
und
Amateure.

Leicht, stabil, compendiös und elegant.

Neues Modell.

Von aussen verstellbarer, geschlossen aufziehender Schlitzverschluss für Zeit-, Ball- und Momentaufnahmen (bis $\frac{1}{1000}$ Sekunde). Mit Tele-Einrichtung für Fernaufnahmen geeignet.

Kataloge kostenfrei Bezug durch alle photographischen Handlungen oder durch

Optische
Anstalt

C. P. Goerz,

Aktien-
Gesellschaft

Berlin-Friedenau 56.

London

Paris

New York

Chicago

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

Busch-Hand-Kameras

Besondere
NEUHEITEN
1906.

	Mark
Agob	30 - 40
Lilliput	70 - 130
Doppel-Lilliput	90 - 150
Drei-Preis	82 168

Kameras



mit Busch-Objektiven.

Busch Bis-Telar!

Tele Objektiv höchster
Vollendung.

Zu beziehen durch alle Photographen, Kataloge gratis und franko.
Rathenower Optische Ind.-Anstalt, v. m. Emil Busch, i. G., Rathenow.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerkrank**

Dresden-Strehlen, Residenzstrasse. Eigenes Laboratorium Näh. im Prospekt.

Des
Bremerhaven
an der
Nordsee-
Bädern

Norderney · Juist
Borkum · Langeoog · Helgoland
Emrum · Wyk a. Föhr · Sylt · Larkolk a. Röm
sowie von
Bremen u. Wilhelmshaven.
nach Wangerooge u. Spiekeroog
Mittlere Bootzeit 10 Min.

Festplätze u. direkte
Fährkarten auf allen
größeren Eisenbahn-
Stellen

Norddeutscher Lloyd
Bremen
Europäische Fahrt



Regelmässige
Schnell-Pöstdampfer-Verbindungen

von
BREMEN
nach
AMERIKA

New-York über Southampton · Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore · Galveston · Cuba

Süd-Amerika · Brasilien · La Plata

Mittelmeer · Aegypten

Ostasien · Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen.

Niederlausitzer Kohlenwerke

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei mir erhältlichen Prospektes sind

nom. M. 2 000 000.— neue Aktien

No. 4451—6450 à Mark 1000

und

nom. Mark 6 000 000.—

hypothekarisch sichergestellte Anleihe

verzinslich zu $4\frac{1}{2}$ pCt. pro anno und rückzahlbar durch Verlosung zu
102 pCt. vom 1. April 1912 ab,

Verstärkung der Verlosung u. Gesamtkündigung bis dahin ausgeschlossen,
eingeteilt in an Ordre gestellte Teilschuldverschreibungen

5000 Stück à 1000 M. Litt. A No. 1—5000
und 2000 Stück à 500 M. Litt. B No. 5001—7000

der

Niederlausitzer Kohlenwerke zu Berlin

zum Handel an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin W., im Juli 1906.
Französische Strasse 14.

Carl Neuburger.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 20., Sonnabend, den 21., Sonntag, den 22. u. Montag, den 23./7. Abends 8 Uhr.

Die Juden.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Café u. Conditorei, gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.

Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.

Täglich: Doppel-Concert.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,

Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Komische Oper

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 20., Sonnabend, den 21., Sonntag, den 22. und Montag, den 23. Juli, Abds. 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.

Bender.

Josephi.

Massary.

Giampietro.

Stiehl.

Lilly Walter.

Eheschliessungen in England.

Führer d. d. betr. Gesetze und Ratgeber für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag: Brock & Co., 50 Queen St. London, E. C.

Secession Kürfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9-7 Uhr.

Eintritt 1. - Mk., Sonntags 0,50 Mk.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Diners * Soupers.

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlungsu. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

Georg Hessing's

Technisch-Orthopädische Heilanstalt
Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Höft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung**, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkümmungen der Wirbel-Auf-, Verkümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Höft-Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

WEIMAR 1906

III. Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes

1. Juni bis 15. Oktober von 9—6 Uhr geöffnet.

Eintritt 1 Mk.

Johannisbad **E**isenach 26

Proph. und Kur-
bathol. gratis

3 Kurhäuser

Nachkurat Dr. Bülfinger. Dir. Johann Glau.

Nustersanatorium nach Dr. Lahmann
Kuren m. giftfreien Pflanzensäften. Schönheitspflege
Behandlung chron. Leiden, besonders Frauenleiden.

Frl. Dr. med. Szalkay (Ostr. appr.)

Detektiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenerstrasse 20
besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.
Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Als eine erste **Bezugsquelle** für die Beschaffung einer **gediegenen, vornehmen, stillgerechten**

Wohnungs-Einrichtung

empfiehlt sich die **altrenommierte Firma**

Societät Berl. Möbel-Zischler

Dekorationen und
:: Teppiche ::

Sonderausstellung von Speisezimmern,
Herrenzimmern, Salons und Schlaf-
zimmern von 300 M an

Kopien antiker
:: Möbel ::

Berlin SW., nur
a. d. Jerusalemer Kirche 3.

Ihre Sommerreise

sollten Sie nicht ohne «GRIEBEN'S REISE-FÜHRER» antreten. Ausführliche Verzeichnisse sendet kostenlos Ihre Buchhandlung oder der Verlag ALBERT GOLDSCHMIDT in BERLIN W. 62.

Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche
Schwefelseife

Waschen Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
 rühmlichst bekannten **Toiletteseife**
 Gegen rauhe, spröde u. fleckige Haut, beseitigt
 Sommersprossen etc. und ist unerreicht zur
 Erzielung einer zarten, sammetweichen Haut.

Preis 3 Pakete mit 2 Stück 50 Pfg.
 3 Pakete nur M. 1,25

Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer, Berlin W. 30, Frabensstr. 21

Einzig
 schon
 nach
 kurzem
 Gebrauch

schöne
 zarte
 jugend-
 frische
 Haut.

Für Gesellschaft, Reise und Sport
 unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes
Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituelles Waschen überflüssig
 Gesetzt gesch. Acztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u.
 Friseurgeschäften oder direkt durch
Pallabona-Vertrieb, München 66.

Gold- u. silb. Medaille Paris 1900

Für Magere u. Schwache!

Blühend, kräftig, schöne Körpergenügte-
 nahme, volle Figur besitzen die bewähr-
Pohl's Herkules-
Nähr- und Kraft-
Desserts,
 sind unverwundlich, kost- u. frohen-
 belienig, regen d. Appetit an, für den Magen
 außerordentl. leicht verdaulich f. Erwachsene
 u. Kinder. In einer Packung sind 6 Brand
 Bonbons. Garantiert völlig unfehlbar.
 Viele Dankschreiben. Proton N° 460 (f. a.)
 3 Packung 1/2 l. — Preis p. Packung
Georg Pohl, Berlin, Nohenthaufstr. 69

Belchen

Serenissimus?

Mh. Diener

„Sensueller
 Tafel-Likör“

Fusschweiss auch Hand und
 Achselchweiss
 sofort geruchlos und normal durch
„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-
 Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.
 Echt einzig und allein bei **Max Arndt,**
 Berlin C. 19, Seydelstr. 31 a am Spittelmarkt.

Niemand kaufe
 wieder

Spielwaren

ohne d. letzt. Neuheiten v. Carl Brandt Jr.,
 Gösnitz S.-A. gefragt zu haben. In allen
 bess. Spielwaren-Geschäften erhältl.

Hochinteressant!!

Ueber Rousseau's Verbindung mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
Eleg. broch. 4 M. Frachtband 5 M.
 Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit des
 18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen
 so pikanten Reiz verleihen. **Ausführliche**
Prospekte u. Verzeichnisse über kultur-
 und sitten-geschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W. 30 r.
Habsburgerstr. 10. Hochpt.

Dr. Rumler'sche

Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480

für Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer (und zwar allgemeine — des Gehirns und Rückenmarks — sowie beschränkte, auf bestimmte Organe, wie Herz, Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) Einzige, modernst eingerichtete, mit den vielseitigsten Helfaktoren ausgestattete Anstalt, welche sich so ausschließlich diesen Leiden widmet und in langjähriger Erfahrung eigenartige, besonders wirksame Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier gerade für Neurastheniker von eminenter, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden, selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht. Prospekte durch die Direktion.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteineiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • illustr. Prospekte.



Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.

Naturheilanstalt I. Ranges mit allem Komfort nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil. zur Behandlung von Frauenkrankheiten. 2 Aerzte, 1 Aerzlin. Dir. Otto Wagner.

Beste Gelegenheit die Kur mit einer Schweizreise und Besuch der Ausstellung in Mailand zu verbinden!

Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für Nervenkrankte u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-dietetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. Carl Adolf Passow. J. 55.

Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen gegen bequeme Teilzahlungen ohne Preiserhöhung.

Goerz Triëder Binocle,
Kensold's Dachprismen-Feldstecher,
Erstkl. Harmoniums.
Jll. Kataloge kostenfrei.

Schoenfeld & Co. inhaber
Hermann Roscher,
BERLIN SW. 11, Schöneberger Str. 9.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Patentbureau Arendt
Friedrich 28
Berlin

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.

Apostata

von

Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend.

2 Bände à Mark 2,—.

Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicla und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Gelsweig. Sommerfeld's Rucher. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck s. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Theian. M.d.R. Ercioa. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2^{te} Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8⁷. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen. Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler. Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel, Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungsbriefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine Denkschrift über das Dresdner Hausgerät Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preisbuch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche. **WERKSTÄTTEN: BLASEWITZER-STR. 17; VERKAUFS- UND AUSSTELLUNGSRAUME: RINGSTR. 15.**

Dr. med. Hofmann's

Kuranstalt für **Herzkrankte**

BAD NAUHEIM, Bismarckstr. 1, gegenüb. d. staatl. Badehäusern.

Elektrotherapie, Hydrotherapie, Gymnastik, Massage, Diätetik, Röntgenlaboratorium etc.
— Ambulante Behandlung. — Sanatorium.

Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann. Prosp. frei.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3. — an, mit Pension von Mk. 10. — an.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 55. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—39. III. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer, Berlin W. 35, Lützowstr. 107/108 betreffend

Carl Schurz Lebenserinnerungen

Bis zum Jahre 1852.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGS DORF**

(nur Sand-Strand)

„**KURHAUS**“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neubauart, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französa. Küche. Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Restaurant Hundekühle im Grunewald

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen.

Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original Pilsener - Welkenstapan - Berliner Bockbrauerer.

Vom Hahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant.

Schockethal bei Cassel.

Ideal-Kuranstalt L. nat. Heilw. Gr. Erfolge. Märchenh. Lage Waldpk., Wassersport, Jagd. Prosp. Equip. Teleph. Brg. Art: Dr. Schmitt.

Herrliche, rentable

Villen-Besitzung

Trient (Südtirol).

Milde, prächtige Lage, staubfrei. Schöner Park (Palmen im Freien), Obst- u. Seldenzucht. Eigene starke Quelle. Sehr ertragreiche Weingärten bester Sorten. Alles ein Komplex mit Mauer, Villa und Nebengebäude im bestem Stande.

Preis nur 90000 Kr. = ca. 76500 M.

Geß. Anfragen unter „Gelegenheitskauf“ an Daube & Co. G. m. b. H., München.

Waldemar Stahlknecht
Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefäße
u. Blumenkübel

(in Terrakotta)

schiefergraue, geschliff. Fonds

Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich in den Luxusgeschäften. Wenn nicht auch direct.



Vins de Champagne

de la maison

Al. Descòtes

Ch. Gardot Successeur

Epernay (Marne)

General-Vertreter

Kahn & Winter

Wien 1, Canovagasse 7

Palais Rothschild.

Central-Depôt

Fritz Biermann

Berlin

Gitschinerstrasse 110.

„**Sanatorium**
Zackental“

Bahnhof: Warmbrunn-Schreibberau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhafion)

für chronische, innere Erkrankungen, nerasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser, Kohlensäure, Elektr. Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen, Vibrationsmassage, Inhalatorium nach Dr. Heryng. Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Beleuchtg. Romantische windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Hartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Moeckernstr. 116.



Der Vesuv in seiner neuen Gestalt.